Das Leben

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **39 (1956)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Leben

I. Kindheit

1. Die Eltern

Die Anfänge zu ergründen, den ernsten Gelehrten auf das spielende Kind zurückzuführen, birgt Gefahren in sich, die wir nach Möglichkeit umgehen wollen — doch bedeutet die Jugend mit ihren eng zusammengefalteten Möglichkeiten unerschöpfliches Deutungsgebiet, und gerade in unserem Fall den Beweis, wie glücklich Erziehung und Veranlagung sich vereinen können, wie eine ausgesprochene Begabung nie unentdeckt und ungenutzt bleibt, sondern ihren Träger sicher zu seiner Berufung leitet [1]:

Johann Rudolf Rahn wurde am 24. April 1841 im Hause Stüßihofstatt 14 in Zürich geboren, einem hohen, engen Stadthaus, welches der «gesetzlich authorisierte Apotheker des hiesigen Cantons», Johann Heinrich Rahn bewohnte. Aus seiner Apotheke «Zu den drei Seilen», dem «Wellenberg» gegenüber, wurde er geholt, als Arzt und Hebamme am glücklichen Ausgang der Geburt zweifelten, denn Maria Rahn war zart und nach landläufigen Begriffen schon zu alt für die Anstrengungen einer Mutterschaft. Um so größer war die Freude der Eltern über den gesunden Sohn, der ihnen geschenkt wurde: «O! der Wonne, des Entzückens, mit dem ich unsern Liebling in meine Arme schloß!» schreibt die Mutter in ihr Tagebuch und schließt die Eintragungen mit einem innigen Dank an Gottes Allmacht.

Mit ihrer Liebe hatte Maria Rahn, geborene Ziegler von Winterthur, dem Sohn auch ihre Gesundheit geschenkt; sie erholte sich nicht mehr von der Geburt, sondern lag noch zwei Jahre lang in ihrem Zimmer, unterzog sich geduldig schmerzhaften Kuren und erlebte ihre schönsten Augenblicke, wenn die Wärterin den kleinen Rudolf neben sie bettete. Sie starb kurz nach seinem zweiten Geburtstag, am 2. Juli 1843, und in scheuer Bewunderung erzählten die Hausleute davon, daß sie in der Todesnacht ihrem Kind im Traum erschienen sei.

Der Vater, weltfremd und in den Gewölben seiner Apotheke mit seltenen Mineralien hantierend, besann sich hin und wieder auf seinen blassen, leicht zu erschreckenden Knaben und versuchte lehrreiche

Spiele, indem er ihm militärische Positionen durch die Aufstellung von selbst verfertigten «Räucherzäpfchen» erläuterte. Die Großtante, Frau Elisabetha Meyer, welche über der Apotheke wohnte, konnte diese Unterhaltungen nicht ohne Rührung betrachten und hatte nach vollbrachter Übung immer ein Stück Zuckerzeug für den kleinen Rudolf bereit — fand jedoch, und mit ihr eine weiter teilnehmende Verwandtschaft, das mutterlose Kind gehöre in eine zärtlichere Umgebung, besonders seit der Apotheker zu kränkeln begann.

So wurde der Knabe nach Winterthur gebracht, wo im Haus «Zum Thiergarten» (Marktgasse 43) die verehrte Großmama wohnte, Dorothea Ziegler-Rahn, eine Tante des Apothekers und zugleich die Stiefmutter seiner Frau. Im gleichen Haus lebte die Tochter Döde mit ihrem Gatten, dem Tuchhändler David Forrer-Ziegler. Alle empfingen den kleinen Rudolf mit offenen Armen, und er begann seine Entdeckung der Welt durch die drei Stockwerke des behaglichen Hauses: im ersten die Wohnzimmer der Tante, im zweiten Großmamas Stube mit nußbaumgetäferten Wänden und einem Kachelofen voll blauer Idyllen, zuoberst aber des Vaters Gemach, seine Bilderbücher, seine «Helgentrucke», seine Zeichenstifte. Die Güte Johann Heinrich Rahns seinem einzigen und spätgeborenen Kinde gegenüber äußerte sich besonders gegen das Ende seines Lebens in kostbaren Geschenken und gelegentlichen Ausfahrten — zugleich einer Hilflosigkeit den elementarsten Erziehungsbegriffen gegenüber, daß später die Pflegeeltern alle Mühe hatten, seine Autorität gegen seine Weichheit und sein Zartgefühl zu stützen.

Der Vater wurde 1847, als er sich zur Reise nach Herisau rüstete, auf eine sanfte Art vom Tode überrascht, wie es seinem leisen Wesen entsprechen mußte, und hinterließ dem Sohn, neben dem Apothekersinn für das Sammeln und Ordnen, eine kostbare kleine Kollektion von Büchern und Stichen, und die Erinnerung an ein freundliches Wesen, das der neuen Zeit nicht mehr gewachsen war.

2. Die Großmutter

Wir würden nicht so lange bei den Stationen von Rahns Kindheit verweilen, wenn nicht der Gelehrte selbst im Gespräch und in seinen autobiographischen Schriften immer wieder auf dieses Thema zurückkäme. Die Dankbarkeit den guten Geistern seiner Kindheit gegenüber geht dabei der Neugier parallel, zu erkunden, wo ihn zum erstenmal

die Lust am Zeichnen, die Freude an altertümlichen Bauformen ergriffen; wir aber erkennen einmal mehr, wie tief die Ausstrahlungen einer mütterlichen Frau den jungen Menschen formen helfen, wie stark die Liebe der Großmutter ihn getragen haben muß, daß er, als fast Sechzigjähriger, in der Erinnerung an sie bekennt: «Sie war der gute Geist der ganzen großen Familie, eine freundliche, tapfere Frau, die mit ihrer Weisheit, ihrem Opfersinn und klaren Güte, wohin sie kam, Frieden und Segen verbreitete.»

Diese gütige Frau, Tochter des Arztes und Chorherren Johann Heinrich Rahn (1749—1812) «Zum Leuenstein», hatte in zweiter Ehe den verwitweten Spitalschreiber Johannes Ziegler in Winterthur geheiratet und war seinen acht Kindern eine verständnisvolle und hilfreiche Mutter. Das Schicksal hielt eine dunkle Fülle von Kummer und Schmerz für sie bereit, genug, um durchschnittliche Naturen zu selbstgefälligen Märtyrern oder bitteren Menschenverächtern zu erniedrigen: eine unglückliche erste Ehe, die geschieden werden mußte, der Verlust ihres Vermögens, die Sorgen, welche die Stieftöchter ihr anvertrauten und die Last eines früh von grausamer Krankheit verkrümmten Körpers. Wer jedoch die alte Dame kannte, die mit ihrem Stock durch die unebenen Straßen der Stadt hinkte, bisweilen mit leiser, tonloser Stimme einen Bekannten grüßend, wurde angestrahlt von einer heiteren Tapferkeit und fühlte sich verstanden, bevor er seine Nöte nur erwähnt hatte.

Niemand, auch der scheu verehrte Vater nicht und nicht die Pflegeeltern in Herisau, der dritten Heimat des jungen Rudolf Rahn, übte einen solch bestimmenden Einfluß auf des Knaben geistige Entwicklung aus wie Großmama Dorothea Ziegler. Sie, zweifach mit dem bald verwaisten Kinde verwandt, schloß ihn auch von zwei Seiten mit ihrer Liebe ein, und vermochte dabei sowohl der väterlichen wie der mütterlichen Sphäre gerecht zu werden.

Denn nicht nur gab sie dem Kind ihr gütiges Herz, sondern sie wußte dem wachsenden jungen Geist alle Nahrung zu beschaffen, deren er im Moment bedurfte: daß Rudolf Rahn, obschon während der bildsamsten Jahre in Herisau aufgewachsen, ein so tief verwurzeltes Verständnis seiner Vaterstadt Zürich gegenüber besaß, verdankt er allein der Großmutter, welche ihn in die Geschehnisse des väterlichen Hauses «Zum Leuenstein» einweihte und ihm zudem die ereignisreichen Jahre der Franzosenzeit, die plündernden Kosaken und den Tod Lavaters aus eigenem Erleben schilderte.

So sehen wir das Kind, das ein Gelehrter werden sollte, auf dem Schemel zu Füßen der Großmama, angelehnt an den weißen Kachel-

ofen, dessen blaugemalte Schmuckkacheln mit Hirtenszenen, verfallenen Burgruinen und idyllischen Baumgruppen den ersten künstlerischen Anschauungsunterricht ergaben. Ein Bleistift in der kleinen Hand zeichnete unfehlbar Türme und Tore mit Spitzbogen nach, und die Anfänge der eigenen Bibliothek stammten aus der großmütterlichen Sammlung: Die «Alpenrosen», verschiedene Neujahrsblätter für die Jugend, Usteris «Muttertreue» und «Kindesliebe», und schließlich, als wichtigstes Buch von allen, Arters kolorierte «Sammlung zürcherischer Alterthümer». So prägten sich nach naiver Wiedergabe schon dem Kind die dumpfe Großmünstergruft, St. Peter beim Morgengottesdienst, der Kreuzgang des Fraumünsters, mit all ihren baulichen Besonderheiten ein, und ein ständiger Gast des Hauses, Rektor Georg Geilfus, wußte die Geschichten der Großmama lehrreich zu vertiefen. Der Kunsthistoriker, heute in Rahns Werken blätternd, ahnt gar nicht, wie früh die Saat gestreut wurde, welche später so kräftig aufging.

Der «Thiergarten» in Winterthur, aus Vorder- und Hinterhaus bestehend mit einem schattigen Höfchen dazwischen, blieb bis zum Tode der Großmutter geliebter heimischer Kreis für Rudolf Rahn. Die paar Monate, welche das Kind bis zum Sommer 1844 in seinen Mauern, im vertrauten Duft nach eingelagerten Äpfeln und Stoffballen, unter den sanften Händen der Großmutter verbracht hatte, sanken so tief in die Erinnerung, daß die geistige Verbindung zwischen den beiden Menschen die stärkste seiner ganzen Jugend war.

3. Herisauer Idylle

Dem Aufenthalt in Winterthur sollte die Aufnahme bei einer verheirateten Tante mütterlicherseits folgen, welche am Obstmarkt in Herisau wohnte und den verzärtelten letzten Sproß einer alten Familie zusammen mit ihrem eigenen Töchterchen Erminia[2] aufzuziehen gewillt war. Beide, Tante Margaretha und Onkel Johannes Steiger, lebten in ihrer schlichten Würde unvergessen im dankbaren Herzen ihres Zöglings weiter: «Lauter Liebes, lauter Güte habe ich dort erfahren und elf Jahre lang das schönste Familienleben genossen.»

Das blanke Städtchen Herisau, eingebettet zwischen die Buckel seiner Berge, war nun dazu bestimmt, die erste Schulbildung des jungen Städters zu übernehmen. Doch wichtiger als die Kleinkinderschule, als die Elementarklassen und später das Privatinstitut Walser mit seinem Rosengärtchen, waren für die spätere Entwicklung Rudolf Rahns die

ruhige, etwas altväterische Atmosphäre im Hause des Mousselinefabrikanten, die einfache Lebensweise und die unsentimentale Liebe, welche die strenge Erziehung durchwärmte. Ein gewisses Kleinbürgertum der Anschauung erweiterte sich später von selbst zu dem bei aller Bescheidenheit ungezwungenen und selbstbewußten Auftreten, welches schon dem jungen Gelehrten eigen war und ihm die Sympathien des Arbeiters ebenso sicherte wie die der Einflußreichen und Gebildeten.

Zusammen mit der Tochter seiner Pflegeeltern, die er immer als seine Schwester betrachtete, lernte Rudolf die täglichen Pflichten und genoß die bescheidenen Feste der Gegend, wobei ihm vor allem die Landsgemeinden großen Eindruck hinterließen und schon den Dreizehnjährigen zu bildlicher Darstellung lockten. Im Hause von Johannes Steiger setzte man sich nicht um einen Kachelofen, um vaterländische Geschichte und die Ruhmestaten der eigenen Familie zu erzählen, wie in Winterthur, sondern da versammelten sich am Abend Tante, Magd und Kinder im Licht einer Talgkerze an dem runden Tisch, Rechnungen schreibend, Bohnen abfädelnd und auf Schiefertafeln kalligraphische Übungen schnörkelnd. Die Schiefertafel mußte auch für die Zeichnungen des jungen Künstlers genügen; er erhielt nur in seltenen Fällen Papier und verwendete es demgemäß für wichtige, Dauerhaftigkeit verdienende Darstellungen: Die Lokomotive der Spanischbrötlibahn. Der Trommler vom Landsgemeindesonntag. Die Ansicht des Herisauer Hauses vor dem Umbau.

Wenn in Winterthur die Ofenmalereien bestaunte künstlerische Anregung gaben, war es in Herisau das «Säli», wie in so vielen alten Häusern der Ostschweiz im obersten Stockwerk gelegen, ursprünglich eine bunt bemalte Hausorgel bergend und ausgeschmückt mit Täfermalereien in ländlichem Rokoko, Damen in Reifröcken und gepuderte Herren, welche artig gepflegte Gartenanlagen bevölkerten und bei winterlichen Darstellungen Hausmusik oder Plaudereien am Kamin posierten. Die einfache Lebenshaltung der Pflegeeltern bezog aber das «Säli» nicht seiner geselligen Bestimmung gemäß in ihren Kreis, sondern nutzte es als Vorratskammer und — zu gegebenen Stunden — auch als Karzer für den Zögling.

Trotz, Zerknirschung und Reue blühten bald zu ungeahnten Freuden auf, als der Kunstbeflissene hier Vorlagen für die menschliche Gestalt entdeckte, welche ihm soviel schwieriger darzustellen schien als alle Architektur. Sobald die Tante jedoch die Bereitwilligkeit verdächtig fand, mit der Rudolf alle Strafen auf sich nahm, wurde der Schlüssel zum «Säli» wieder umgedreht und fortan andernorts Buße geübt. Trotz-

dem blieb der Eindruck haften, und den Betrachter weht es noch heute aus einigen Zeichnungen des Schülers und später des Studenten an wie ländliches Rokoko, verklärt durch den Genuß erster Entdeckung.

Nach dem Tod des Vaters im Jahre 1847 — den die Tante, scheinbar so nüchternen Sinnes, durch nächtliches Klopfen vorausgeahnt hatte — schloß Rudolf sich noch enger an die kleine Familie an, und zugleich vertiefte sich seine Liebe zur Großmutter in Winterthur, die er oft besuchen durfte, während sie selbst einmal jedes Jahr in Herisau weilte, um wohlbemessene Geschenke auszuteilen.

Gottesfriede und eine Ordnung, die bis ins Kleinste herrschte, bestimmte die Herisauer Jahre und brachte nach einem schmerzhaften Krankenlager eine mähliche Erstarkung der gefährdeten Gesundheit, welche aus dem blassen, bald ermüdeten Kind einen frohen Wanderer und später einen Berggänger machte, der noch in hohem Alter wöchentlich mindestens einmal den Ütliberg bestieg.

So rasch Rudolf Rahn später in Zürich Kameraden und Freunde fand, in Herisau blieb er ein Einzelgänger, der «Rahnle», wohlwollend, aber mit einer gewissen Befangenheit im derben Kreis der Appenzeller Bauernbuben aufgenommen. Er liebte es, den Arbeiten auf der Eisenbahnbrücke über die Sitter zuzusehen, Versteinerungen zu suchen und von der Ruine Rosenberg aus Zukunftsträume nach Zürich zu schicken, das ihn als Stadt seiner Väter immer dringlicher zu rufen schien. Ständig begleitete ihn dabei sein Skizzenbuch, das ihm der Onkel auf einer Badenfahrt geschenkt hatte.

«Rahn, c'est un drôle-de-corps», urteilte Lehrer Fitzi, der noch unter Pestalozzi im Neuhof unterrichtet hatte, und im Zeugnis vom Sommer 1850 las der Onkel die ominösen Worte: «Er träumt und tändelt oft, sodaß er auf Fragen gar keinen Bescheid weiß.» Die mäßige Schulweisheit war den Pflegeeltern ein uneingestandener Kummer, und sie nahmen 1855 schweren Herzens Abschied von Rudolf, den sie elf Jahre lang wie ein eigenes Kind erzogen hatten. Der Vierzehnjährige sollte nun, nach Beschluß des Familienrates, nach Zürich zurückkehren, um die Aufnahmeprüfung in die Industrieschule zu versuchen, als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft, früh auf sich selbst gestellt und sich selbst verantwortlich, aber aus der Ferne von Tante Margarethas treuer Sorge und der großmütterlichen Liebe aus dem «Thiergarten» umgeben.

II. Jugend

1. Der Vormund

Bei dem früheren Waisenhausvorsteher, Pfarrer *Heinrich Cramer* am Rennweg, der Söhne aus guter Familie bei sich aufnahm, fand Rudolf Rahn 1855 sein erster Quartier, unter einem Dach mit dem Altertumsforscher Ferdinand Keller. Ein bißchen Pedanterie, ein bißchen Selbstgefälligkeit, aber ein stetes Wohlwollen der Jugend gegenüber gingen vom Hausherrn aus, unterstützt durch seine robuste Gattin und eine unverheiratete Schwester, welche sich einen noch knapp standesgemäßen Lebensunterhalt verdiente durch das Kolorieren von Kupfer- oder Stahlstichen, zum größten Teil nach schweizerischen Landschaften, die damals den Kunsthandel überschwemmten.

«Zuerst so so, la la», lautet die Eintragung in Rahns Tagebuch, und diese schwankende Stimmung sollte für den Zürcher Aufenthalt bezeichnend werden. Zwar schickte er sofort einen langen Brief nach Herisau, illustriert mit rasch hingekritzelten Zeichnungen, wobei er sein Zimmer als «herrliches Gemach» rühmte [3], aber eine Heimatlosigkeit, eine gefährliche Art von Langeweile, hatten ihn ergriffen und machten ihm das Leben schwer.

Die Flüchtigkeit und das durch hundert Eindrücke abgelenkte Interesse, welches schon die Herisauer Lehrer gerügt hatten, vergrößerten sich in der neuen Umgebung naturgemäß noch mehr: die Verwandten bemühten sich, den Jüngling bei sich heimisch werden zu lassen, er lernte in einem Monat mehr neue und geistig bewegliche Leute kennen, als in Herisau das Jahr hindurch, und zudem mußte er die Stadt, welcher seine ganze Liebe galt, auf langen, eigenbrötlerischen Spaziergängen dem Erinnerungsbilde angleichen. Die Industrieschule wies ihn aus, ähnlich wie knapp zwanzig Jahre zuvor Gottfried Keller, und nun sollten zwei Lehrer am Waisenhaus durch Nachhilfestunden einen späteren Eintritt ermöglichen.

Dies gelang denn auch, dank dem Einschreiten von Pfarrer Cramer, im Sommer des Jahres 1856; doch fühlte der junge Rahn sich fehl am Platze, folgte schlecht und recht dem Unterricht und wußte nur die

Mußestunden richtig zu nützen mit Besuchen bei seinem Nachbarn, Ferdinand Keller, wo er zum erstenmal gotische Tafelgemälde im Original bewunderte oder unter seiner Aufsicht im Helmhaus Zeichnungen nach der Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft anfertigte. Auch das gesellschaftliche Leben mit Tanzstunden, Ausflügen und Picknicks zog den Jüngling in seine Kreise, unterbrochen von der Konfirmation im Fraumünster. Im Jahre 1858, als zum Eidgenössischen Sängerfest Gottfried Kellers «Festgruß» erschallte, schloß Rahn seinen Besuch der Industrieschule ab. Was sollte nun aus dem jungen, hochaufgeschossenen Träumer werden?

«Er taugt zum Studium nicht, also wird er Kaufmann!» — nach diesem bündigen Spruch handelte Rahns Vormund, Fürsprech Eduard Meyer [4], dessen kraftvolles, mit Satire gewürztes Wesen sein Schützling erst in späteren Jahren schätzenlernte. Der Leser fragt sich immerhin heute, aus welchem Grunde der senkrechte Mann so sicher annahm, daß sein Mündel nicht reif zum Studium sei, zeigte sich doch dessen Zimmer volltapeziert mit Plänen und Zeichnungen nach gotischen Bauten, mit Abklatschen von Grabreliefs, und seine Schubladen bargen seltene Münzen und die Siegelsammlung, Rollen von Pergament, die er einer Frau Bürgermeister in Lausanne abgebettelt hatte. Auf Wanderungen vermochte er nie das Marschtempo seiner Begleiter einzuhalten, weil sowohl das Schloß Chillon wie St-Maurice unaufhörlich zum Zeichnen reizten. All das schien aber sowohl dem pedantischen Herrn Pfarrer wie dem markigen Fürsprech vorerst jugendlicher Schnickschnack, gefährliche Abschweifung von einer geradlinigen Berufslaufbahn im Sinne Rahnscher Tradition; das Trödeln mit der Zeit und mit seltenen Gegenständen wurde zudem als kleines Familienlaster seit langem beobachtet und bekämpft. Daß man damit auch Auskommen und Ansehen erringen könne, glaubte niemand, der sich an Chorherrn Rahns Mineraliensammlung — so berühmt, daß Geheimrat Goethe sich zu einem Besuch in der Apotheke «Zum Leuenstein» entschloß [5] — erinnerte oder an die väterliche Vorliebe für das Einordnen und Registrieren englischer Raritäten und Kupferstiche.

Und Rudolf Rahn selber, wie hätte er aufmucken sollen gegen einen Beruf, wenn er keinen besseren in Vorschlag bringen konnte? Er war sich außerdem nach der strengen Herisauer Erziehung so gewohnt, Beschlüsse seiner Erzieher als unabänderlich hinzunehmen, daß er gefügig am 3. Mai 1858 sein Pültchen im Seidengeschäft Zuppinger, Siber & Co. im Haus «Zum Sonnenhof» an der Stadelhoferstraße bezog. Seine Prinzipale behandelten ihn mit souveränem Mitgefühl, setzten

ihn da ein, wo nicht viel zu verderben war und kümmerten sich im übrigen nicht groß darum, daß unter dem Pultdeckel Zeichnungen, Bücher und Notizen sich zu kleinen Bergen türmten, welche sehr oft Depeschen und Reklamationen für immer unter sich begruben. Man mag heute über solche Familienpolitik lächeln — für den jungen Rahn bedeutete sie Vorbereitungszeit, ähnlich wie die schläfrigen, abwesenden Tage einer Raupe, bevor sie sich einspinnt, um endgültige Gestalt anzunehmen.

Eduard Meyer, der Vormund, entdeckte eines Tages die Begabung seines Schützlings, welche weit über das Maß einer gewöhnlichen Liebhaberei hinausging, und sein energisches, zielsicheres Wesen schlug dem Jüngling die erste Brücke: er sollte Latein lernen. Wenn er die Probe bestand und auch zu arbeiten gewillt war, genügend Intelligenz besaß, in die Geheimnisse der Syntax einzudringen, dann würde man weiter sehen, dachte dieser treffliche Mann, und legte einen Zuschuß zu dem bescheidenen Taschengeld, das für Reisen nach Wettingen und Königsfelden immer schon um Monatsmitte aufgezehrt war.

Die Lateinstunden beim Kandidaten der Theologie, Hermann Spörri, wurden mit Eifer und Freude betrieben; griffbereit lagen im Seidencomptoir Zuppinger Wörterbuch und Grammatik, und bei einer Abendgesellschaft vermochte der Jüngling fließend eine Urkunde aus dem 15. Jahrhundert zu übersetzen.

Mit dem ihm eigenen Temperament bestimmte nun Eduard Meyer die große Wende in Rahns Leben, nachdem er bedachtsam das Testament des verstorbenen Vaters nocheinmal gelesen hatte, welches ihn zum Vormund bestimmte: «. . . wirst Du für das weitere Wohl meines hinterlassenen Sohnes treu besorgt seyn und nach Maßgabe der Hinterlassenschaft seiner jugendlichen Ausbildung mit Rath und That beystehen; zeigen sich Talente, so wahre dieselben nach Kräften . . .[6].»

Rudolf Rahn wurde am 4. Januar 1860 vor das Schirmvogteiamt Zürich zitiert und erschien, ungewiß und böser Ahnungen voll. Doch sein Vormund erwartete ihn im Vorzimmer, durchbohrte ihn mit dem scharfen Blick seiner kleinen Augen und sagte ohne Einleitung: «Es scheint mir, daß du nicht recht zum Comptoirstuhle passest. Wie ist es, willst du arbeiten und danach trachten, binnen Jahresfrist das zu werden, was deine Altersgenossen jetzt sind?»

Kaum hatte Rudolf in freudigem Schreck bejaht, wurde er in das Sitzungszimmer geleitet, wo er, nachdem der Schirmschreiber die Abrechnung über sein Vermögen vorgelesen hatte, aufgefordert wurde, aus dem Stegreif sein Interesse für das Studium der Altertumswissen-

schaft zu bekennen und seinen ungefähren künftigen Bildungsgang zu umreißen. Das Glück über diesen unverhofften Ausblick schenkte ihm eine Beredsamkeit, welche den Waisenvögten ein leises Lächeln entlockte und den Präsidenten mit besten Wünschen die Sitzung schließen ließ. Denn das Kollegium hatte sich einstimmig und positiv zum Vorschlag des Herrn Fürsprech geäußert.

2. Der Student

Ferdinand Keller, als ein moderner Chiron des Jünglings Interesse zur Altertumswissenschaft mit Vergnügen überwachend, wies ihn zur Vorbereitung auf die Maturität an Louis Rochat in Yverdon. In der kleinen Stadt blühte wie vielerorts in der Schweiz eine aus Laien zusammengesetzte, aber mit um so mehr Eifer tätige Gesellschaft, welche sich die Erforschung der Pfahlbauten zum Ziele setzte. Rochats Freunde Rey und Dr. Clément zeigten auch dem jungen Rahn ihre Sammlungen, und er fand sich bald aufgenommen bei lokalen Diskussionen oder archäologischen Grabungen — weit mehr fesselten ihn jedoch schon in dieser Zeit Städtchen, Burgen und Klöster des ausgehenden Mittelalters, und seine Mappe füllte sich mit exakt gezeichneten, das Malerische sorgfältig betonenden Veduten, wobei ihm zu seinem Leidwesen die Gesetze der Perspektive manchen Schabernack spielten.

Die Kirchen von Grandson und Romainmôtier, die Kartause von La-Lance, die Kathedrale von Lausanne, die Schlösser La-Sarraz und Vaumarcus — sie alle wurden als erster Eindruck empfangen, mit Augen, die in junger Begeisterung zu sehen gewohnt waren, mit einem unermüdlich vergleichenden, ordnenden Geist. Ein paar Jahre später sollte Rahn seine Schriften über die Lausanner Rose und die Kirchen des Zisterzienserordens, über das Grabmal La-Sarraz herausgeben, als Dank an die Schloßbesitzer, Patres und Pfarrherren, welche den Jüngling in abgeschabten Reisekleidern so freundlich aufgenommen.

Studium in Zürich

Zwei Aufenthalte im Welschland wurden als genügende Vorbereitung angesehen, und Rudolf Rahn begann im Wintersemester 1860/61 sein Studium als Hörer an der Universität und am Polytechnikum, während er sich gleichzeitig auf das Maturitätsexamen vorbereitete.

Wer heute die zwei stolzen Bauten von eidgenössischem Polytechnikum und zürcherischer Universität mit ihren vielen Nebengebäuden betrachtet, kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, wie bescheiden die Anfänge der beiden Institute sich gaben, wie hart der Kampf um die notwendigen Geldmittel war, um die besten Baupläne, gegen die Skeptiker, welche im Ernst meinten, mehr als zweihundert Studenten würden die Hochschulen im günstigsten Fall nie besuchen.

Zwar hatte schon Philipp Albert Stapfer 1798 eine Botschaft des Helvetischen Direktoriums verfaßt, die Idee einer eidgenössischen Hochschule als sinngemäße Folge der neuen sozialen Ordnung verteidigend, doch brauchte es verschiedene Kreisschreiben und Konferenzen, bis Zürich als Sitz einer interkantonalen Hochschule gewählt wurde.

Im Jahre 1854 hatte sich Zürich zu erklären, ob es die mit dem Bau verbundenen Kosten zu tragen gewillt sei — Zürich, stolz darauf, Sitz der Bundeshochschule zu werden, erklärte sich damit einverstanden, und unverzüglich wurden unter der Führung von Konrad Kern und Alfred Escher gute Lehrkräfte gesucht. Am 15. Oktober 1855 wurde das Polytechnikum eingeweiht, mit einundsiebzig eingeschriebenen Studenten [7].

Das Polytechnikum der ersten Zeit verteilte sich noch auf verschiedene weit auseinanderliegende Lokalitäten mit Hauptsitz in der alten Universität, im Hinteramt bei der Augustinerkirche und im daran anschließenden Münzgebäude. Die Bauschule war in der ehemaligen Stiftsverwalterei an der oberen Kirchgasse untergebracht, woran sich die chemisch-technische Schule und die Abteilungen für Kunstwissenschaft anschlossen. Chemie und Physik wurden in der Kantonsschule doziert, und die angehenden Ingenieure versammelten sich im Kornamt beim Oetenbach, wo auch die Sammlungen aufbewahrt wurden [8].

Fast zehn Jahre lang blieb es bei diesem Provisorium, aber die wenigen Studenten und Hörer, welche die zum Teil sehr niedrigen Räume füllten, brachten dafür eine Begeisterung mit, welche alle äußeren Unbequemlichkeiten vergessen ließ.

Rudolf Rahn wenigstens, der 1860 seinen ersten regulären Unterricht in Kunstgeschichte empfing, kam sich vor «wie ein trockener Schwamm, der endlich in sich hineinsaugen darf, was nur hineinmag». Scheinbar sinngemäß wäre es, niederzuschreiben, daß Rahn seinen wichtigsten, entscheidenden Unterricht von Jacob Burckhardt empfangen habe, der als erster Lehrer (1855—1858) am Polytechnikum wirkte; die Begegnung der beiden blieb jedoch aus und gedieh auch später nur zu einem sehr höflichen Briefwechsel. Immerhin hörte Rahn

bei Burckhardts Nachfolger Daniel Fehr «Schweizerische Kunstgeschichte», die aber nicht über die Romanik hinaus gedieh.

Für Rahn war vielleicht ein anderer Lehrer noch geeigneter, der sich eingehend mit schweizerischen Kunsterzeugnissen beschäftigte: *Wilhelm Lübke (1826—1893)* aus Dortmund [9]. Seine Untersuchungen über Glasgemälde und alte Öfen fanden in Zürich freundlichen Widerhall, und sein «Grundriß der Kunst» bildete einmal einen Weihnachtswunsch von Herrn Fürsprech Meyer [10]. Auch Rahn liebte ja nicht so sehr die großen, kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, für ihn war und blieb Kunst nicht die Blüte einer alles umfassenden Geistigkeit wie für Burckhardt, sondern sie erschien ihm stets im Gewand der Architektur, als eine schöne Formel in Stein. Burckhardt hätte vielleicht gelächelt über die Mühe, die Rahn sich später mit dem Abzeichnen der Rosette von Lausanne gab, Lübke aber hatte für solche Tüfteleien alles Verständnis.

Der angehende Student begleitete den verehrten Professor fast nach jeder Vorlesung heimwärts, voller Fragen und Widersprüche, und empfing auf diesen kurzen Wanderungen die Anregung zur besonderen Beschäftigung mit der schweizerischen Kunstgeschichte, welche sein Lebenswerk werden sollte.

Neben Lübke, der wie später Rahn seine Vorlesungen mit geschickt entworfenen Zeichnungen illustrierte, unterrichtete im Stiftsgebäude *Gottfried Semper (1803—1879)* [11], der Erbauer des heutigen Polytechnikums. Seine «Geschichte der Baukunst» wurde in keinem Semester zu Ende gelesen, sein Vortrag war stockend, holprig und mühsam, aber seine begabte Hand, mit der er schnell das Innere eines pompejanischen Hauses oder einer christlichen Basilika an die Wandtafel zeichnete, gewann alle Hörer für ihn; vorab in den Augen Rahns wuchs er in seiner trotzigen Natur zu einem zweiten, bürgerlichen Michelangelo, dem tiefste Verehrung gebührte.

Im Winter 1862/63 habilitierte sich *Georg Lasius (1835—1928)* und trug «Konstruktionen des kirchlichen Monumentalbaus im Mittelalter» vor, womit er Rahn von allem Anfang an fesselte — die Aufzeichnungen dieses Kollegs hat Rahn mit anderen zusammen pietätvoll aufbewahrt, so daß wir sie, mit Skizzen und auch einigen zerstreuten Schnörkeln verziert, heute noch studieren können. Die Agenden aus dieser Zeit notieren den Besuch baulicher Sehenswürdigkeiten, besonders im Aargau; der Abt des Klosters Rheinau aber vermerkte in seinem Tagebuch: «Es kam ein junger Herr Rahn aus Zürich.» «Herr Rahn zeichnete viel [12].»

Abb. 2 Abtei Wettingen. Zeichnung 1858

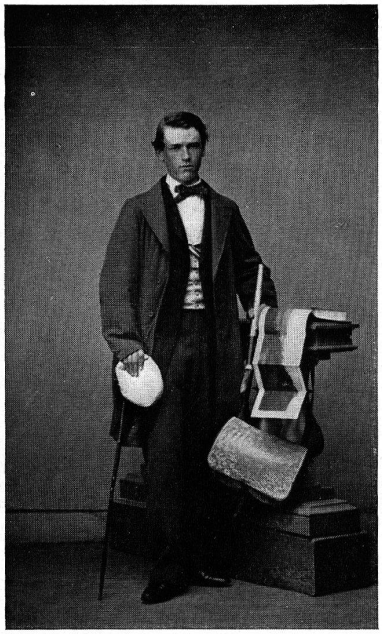

Abb. 3 Der Student Gerold Meyer von Knonau

Abb. 4 Caroline Rahn als junge Frau

Abb. 5 Rudolf Rahn als angehender Kaufmann, etwa 1858

Abb. 6 Das Landhaus Waid. Zeichnung 1860 von Caroline Rahn

Wichtig schien Rahn vor allem eine Vertiefung seiner zeichnerischen Fertigkeiten, und daher fand er sich wieder zum Unterricht bei *Johann Conrad Werdmüller (1819—1892)* ein, dem er schon als Industrieschüler seufzend gefolgt war, denn der kränkliche Mann übte unnachsichtige Kritik manchmal mit einer Gereiztheit, die zum Widerspruche zwang. Werdmüller vertrat den strengen, alten Zeichenstil, wo die Umrisse wie gestochen, die Schattierungen gleichmäßig bis zur Monotonie erscheinen mußten — Rudolf Rahn brachte in einem ganzen, lückenlos besuchten Semester den Umriß nach einer verkleinerten Kopie des Apollo Sauroktonos und die Schattierung des Kopfes zustande . . .

Im Hof des Stiftsgebäudes nahm Rahn Modellierstunden bei *Ludwig Keiser*, der mit Stolz von seiner Mitarbeit bei Schwanthalers Bavaria in München erzählte, dabei auch ein fanatischer Sammler von Altertümern war, so daß sein kleines Zimmer an der Kirchgasse wie ein Museum aussah. Dabei hielt er jedoch auf Reinlichkeit und bürstete seine gotischen Madonnen so lange unter dem Wasserstrahl, bis jede Spur von Farbe und Vergoldung verschwunden war [13]. In einheitlich brauner Farbe präsentierten sich die Schnitzereien daher dem Betrachter, frei von «barbarischer» Verzierung — eine Geschmacksrichtung, die von vielen deutschen Museen jener Zeit gepflegt wurde.

Auch die Universität, obwohl einige Jahrzehnte älter als das Polytechnikum, mußte mit ihren Räumen noch sehr bescheiden haushalten, denn das ehemalige Augustinerkloster am Fröschengraben barg kleine, niedrige Auditorien und Schulbänke, die Menschen von Rahns hagerer Körpergröße zum Märtyrer der Wissenschaft machten. Im Refektorium waren die Anfänge der Antikensammlung untergebracht, welche Rahn später als Professor so tüchtig vermehren half.

An Universitätsvorlesungen besuchte Rahn vor allem die «Literatur zur Schweizergeschichte» von *Georg von Wyss* und Kollegien von *Max Büdinger* und *Hermann Köchly*, dem eleganten Gegenstück zum grollenden Semper. Köchly trug mit einem Pathos vor, das die trockene Vorlesung in rhapsodische Gesänge verwandelte, und galt mit seinem Frack zu weißen Hosen unbestritten als elegantester unter allen Professoren, wie einst der «silberne» Gottfried Sell zur Zeit Winckelmanns.

Seine zweite Heimat nennt Rahn in diesen Jahren das im Helmhaus befindliche Büro der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, seit ihrer Begründung von *Ferdinand Keller* betriebsam gelenkt. Keller war das Zentrum, welches alle antiquarisch Interessierten der weiteren Umgebung anzog, sich dienstbar machte und sie geistig bereicherte, ihnen auch mit Menschenliebe zur Seite stand und junge Kräfte förderte. Er

hatte Rudolf Rahn schon früh bei sich in der Sammlung zeichnen lassen und gab nun dem Studenten von seinen reichen Kenntnissen, sooft dieser die Treppen zu ihm hinaufstieg.

Diese Kenntnisse betrafen nicht nur Pfahlbauten, Ausgrabungen auf dem Ütliberg oder helvetische Waffen, sondern von Keller lernte Rahn auch das lithographische Zeichnen, welches ihm später bei der Veröffentlichung seiner Arbeiten unentbehrlich wurde. Keller als der heute immer seltener werdende Gelehrtentypus, welcher wissenschaftliche Erkenntnis nicht allein aus Büchern, sondern unmittelbar aus praktischer Erfahrung schöpfte, wurde Rahn dabei zum Vorbild, dem er in großen Zügen sein Leben lang treu blieb.

Seit seiner Ankunft in Zürich 1855 hatte Rahn bei der Familie Cramer gewohnt; gegen Ende des Jahres 1861 siedelte er in die Wohnung des Mathematikprofessors *Carl Heinrich Graeffe* über, der ebenfalls junge Männer bei sich in Pension nahm. Das Haus, welches Graeffes Schwägerin gehörte, kam Rahns Vorliebe für die Vergangenheit so recht entgegen; es stand auf den Fundamenten des ehemaligen Läseturms an der Kuttelgasse [14], und Rahns Zimmer, mit zwei Fenstern und einer über dem Fröschengraben gelegenen Zinne, war geräumig genug, die Anfänge seiner Sammlung übersichtlich aufzunehmen: An den Wänden hingen Waffen, zwei Glasgemälde bedeckten zum Teil die Fenster, und das von einer Grabplatte auf der Reichenau abgenommene Bild des Abtes beherrschte wie ein ernster Schutzgeist den Raum.

Hier an der Kuttelgasse wurde Rahn auch das Geschenk einer anregenden Freundesschar zuteil, und er, ohne Brüder aufgewachsen, und später als unglücklicher Industrieschüler, als kaufmännischer Lehrling nur grüblerisch mit sich selbst beschäftigt, wurde nun ein geselliger Mensch, der sich mit Vergnügen an Streichen und Ausflügen, an nächtelangen Diskussionen beteiligte, sich auch in der Verteidigung eine Schlagfertigkeit erwarb, die ihn später zum humorvollen Redner und Erzähler machte. Ein reizvolles Silhouettenbuch mit den Porträts vieler junger Männer, die Brust kühn gereckt und unter der Studentenmütze dem Betrachter das bedeutende Profil weisend [15], gibt allein für die Zürcher Jahre eine stattliche Addition von Freundschaften, und Rahn selbst teilte sein eigenes Bildnis mit Unterschrift sehr freigebig aus [16].

Die traditionellen Wanderfahrten mit den Freunden öffneten Rahn schon früh die Augen über die Besonderheit schweizerischen Kunsthandwerks, über den Einklang von Bau und Landschaft, sie entdeckten ihm aber auch den fehlenden Schutz ehrwürdigen Kulturgutes, die Vernachlässigung alter Kapellen und die Gleichgültigkeit, mit der die Öffent-

lichkeit Verkauf und Nutzbarmachung alter Grabplatten, Ofenkacheln und Glasgemälde zuschaute. Die schwärmerische Zeit, in der sich der Jüngling damals befand, das Gefühl einer drängenden und unerschöpflichen Kraft, genährt aus der Gewißheit, endlich den richtigen Weg gefunden zu haben, rissen ihn manchmal zu scharfer Kritik fort, gleichzeitig aber begann er einen Weg zu suchen, auf dem einst Abhilfe geschaffen werden könnte — die «Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler», 1880 unter Rahns Initiative gegründet, reicht mit ihren Wurzeln zurück in diese Zeit voller Sturm und Drang.

1862 trat Rudolf Rahn, durch seine Kameraden und vielleicht das Vorbild Burckhardts bewogen, in die Verbindung der Zofinger ein, wo er sich bald heimisch fühlte. Dies um so mehr, als er hier den Freund fand, der ihn wie ein Bruder durchs Leben begleiten sollte: *Gerold Meyer von Knonau.* Nach Temperament und Aussehen waren sie sich so unähnlich wie möglich, der hagere, großgewachsene Rahn mit dem schmalen, scharfkantigen Kopf, der einen so streitbaren Verstand barg — und der kleine, untersetzte Gerold, beweglichen Geistes, liebenswürdig, mit einem dunklen Haarschopf und Augen, in denen stets ein vergnügliches Funkeln war. Ihre Freundschaft vertiefte sich später zu verwandtschaftlichen Graden, sie wurden miteinander zu außerordentlichen Professoren ernannt und feierten gemeinsam am 20. Oktober 1900 das dreißigjährige Jubiläum als Dozenten, sie wirkten im Vorstand zahlreicher kultureller Vereinigungen, vorab der Antiquarischen Gesellschaft, und ihre Briefe — im Grunde wenige, denn sie sahen sich ja fast täglich — klingen meist in einem scherzhaften Pathos aus, voller Anspielungen, die ein Außenstehender gar nicht durchschaut.

«Gerold schien mir zum Vorbild und Muster von der Vorsehung gegeben», bekannte Rahn noch als Sechzigjähriger — als junge Studenten aber teilten sie ebenso unzertrennlich Schabernack und allerlei Boshaftigkeiten miteinander, wobei Rahns zeichnerisches Talent nach Gerolds Diktat Karikaturen und Allegorien schuf.

Gerold, dieser «Freudenmacher», wie ihn C. F. Meyer einmal nannte, war es auch, der dem Freund in den bewölkten, von Zweifeln gequälten Wochen vor der Maturitätsprüfung zuredete, ihm mathematische Formeln und lateinische Verse abhörte und damit die ehrlichen Bemühungen der beiden Privatlehrer auf das beste unterstützte. Rahn nahm alles tragisch in seiner Ehrlichkeit; er fand sich schlecht vorbereitet und lief am Morgen des seit Monden schwarz angestrichenen Prüfungstages ziellos am Platzspitz herum und sah sich dann plötzlich weit über Oerlikon

hinaus an einem Baum lehnen und nach Atem ringen: wie, wenn er nun wieder versagte wie am Pültchen bei der Firma Zuppinger, wenn der Vormund sich in ihm getäuscht hätte?

Durch das Wohlwollen der Prüfenden — wie Rahn bescheiden vermerkt — gingen jedoch die erbangten Stunden glücklich vorüber, und der Pedell, sich wie gewohnt als erster Gratulant einstellend, erzählte noch lange von dem bemerkenswerten Luftsprung des frischgebackenen Studenten. «Mit Gottes Hülfe die Maturitätsprüfung glücklich bestanden. Nachher auf den Uto», trug Rahn ins Tagebuch ein.

Denn nun erst fühlte sich Rahn als rechtmäßiger Besucher der Universität und erlaubte sich im kommenden Wintersemester 1862/63 «freudiges Schaffen und ein sorgloses Genießen». Mit Gerold arbeitete er die Vorlesungen Büdingers über mittelalterliche Geschichte aus und korrigierte sich selbst mit roter Tinte des gleichen Dozenten Kolleg über griechische Geschichte. Den «Terentius» Heinrich Schweizers, ebenfalls eine Vorlesung des Winters 1862/63, schmückte er mit gravitätischen Figürchen, von denen er die gelungensten offenbar wegschnitt. Wahre Kunstwerke an exakt geführten Kollegheften bilden jene über Sempers «Geschichte der Baukunst» und Lasius' «Konstruktion des kirchlichen Monumentalbaues im Mittelalter» — beide mit architektonischen Skizzen geschmückt, die schon in dieser Zeit ein sicheres Empfinden für das Typische verraten, zugleich eine eifervolle Geduld, alle Arten von Gewölbekonstruktion, alle Gesimsprofile, alle Mauertypen sich für immer einzuprägen. Während der Arbeit wurde der Entschluß gefaßt, kommende ausländische Semester gemeinsam mit dem Freund zu verbringen, denn durch die Schilderungen Lübkes hatte sich die Gegend alter Burschenherrlichkeit, das Rheinland, zum Ziel eines enthusiastischen Sehnens vergrößert, das man nur mit einer verwandten Seele richtig erleben würde. — Das «sorglose Genießen» hingegen gipfelte in einem Tanzvergnügen, das Rahn, seiner Natur gemäß als Ratsherr verkleidet, voller Erwartungen besuchte, mit einer Perücke und sorglich ausgestopften Waden — welch letztere ihm aber ein Kollege so bösartig mit Fähnchen markierte, daß Rahn unter dem Gelächter der Gesellschaft fluchtartig den Saal verließ und seither überhaupt nie mehr tanzte, Beispiel einer Schwerblütigkeit, die er sein Leben lang bewahrte.

Nach einer Reise mit Gerold über Tübingen und Maulbronn nach Heidelberg fuhr Rahn den gepriesenen Rhein hinunter, sah die Dome von Speyer, Worms und Mainz, besuchte Bacharach und traf am 21. April 1863 in Bonn ein, der Stätte neuer Wirksamkeit.

Mit Gerold zusammen bewohnte Rahn ein Logis am Markt, das endlich beiden zusagte; sonst aber notierte er sich eine Schilderung der Universitätsstadt, die derjenigen Jacob Burckhardts nicht nachstand [17]: «. . . Schlendrian eines verknöcherten Spießbürgertums. Charakterlos die Gassen, abscheulich die vielen Metzgerläden, vor denen die frisch geschlachteten Thiere in Pelz und Fellen hingen; Cloaken und Wasserleitungen gab es nicht, dafür Gossen, die mephitisch hauchten und im Winter zu barbarischen Zuständen führten, wenn die überlaufenden Rinnsale gefroren und Niemand daran dachte, sie mit Sand oder Asche passierbar zu machen [18].»

Die Klagen über das Äußere der Stadt sollten aber nur als notwendiges Gegengewicht den Jubel besänftigen, den die Freiheit des Lernens, die Nähe des Freundes und der lustige gesellige Kreis in dem ernsten Zürcher auslösten. Seine Briefe tönten dem Vormund in der Heimatstadt so überschwänglich, daß Meyer, der ebenfalls in Bonn studiert hatte, sich bemüßigt fühlte, dem Schützling zu antworten: «Als ich studirte, ging ich wenig in die Kneipen, sondern meist in die Gärten vor der Stadt [19].»

Aber Rudolf Rahn war in Bonn so glücklich wie nie zuvor in seinem Leben, denn neben der ersehnten Selbständigkeit traf er hier den Meister, dem er Wesentliches verdanken sollte: den feurigen Gelehrten *Anton Springer* (1825—1891)[20], Carl Justis Vorgänger.

In Springer fand Rahn all seine verschwommen kreisenden Theorien bestätigt, daß nämlich Zeichnen und das Studium der Kunstgegenstände unumgängliche Grundlagen zur Kunstgeschichte sein müßten. Und die Verachtung Rahns gegen den Ästhetizismus, welcher all seine späteren Werke wie ein trockener Hauch durchweht, seine Meinung, daß Wandern, Zeichnen und gründliches Beschreiben wichtiger als alle Philosophie seien, sie wurden ihm von dem dunkeläugigen, blassen Mann mit der ungenauen tschechischen Aussprache eingepflanzt: «Es nennen sich solche Ästhetiker, die nicht einmal ein Kapitell von einer Basis unterscheiden können [21]», meinte Springer verächtlich und prägte seinem Schüler ein, immer das Solide zu erstreben, den Trapezkünsten der Geistreichigkeit und auch der Philosophie mit größtem Mißtrauen

aus dem Weg zu gehen. Rahn, der 1860 bei Friedrich Theodor Vischer in Zürich ein Kolleg über «Ästhetik» belegt hatte mit Notizen, die heute den respektvollsten Biographen zum Lachen bringen, stimmte dem verehrten Lehrer erleichtert bei, im Gegensatz zu Jacob Burckhardt, der sich unter den «ordo philosophorum» einschrieb.

Springer liebte es, seine kunsthistorischen Übungen mit einer kleinen Schar von Schülern in lebhafter Wechselrede durchzuführen, welche die Studenten zwang, Stellung zu nehmen und ihre Ansicht zu verteidigen — eine Technik, die Rahn später auch bei seinen Seminarien einhielt. Die Vorträge wurden bei Springer streng zensuriert und allgemeiner Kritik unterworfen, und da Rahn eine Arbeit über «*Die byzantinische Frage*» geliefert hatte, die dem Lehrer gefiel, riet er ihm schon im zweiten Semester, diesen Vortrag zur Dissertation auszubauen. Der glückliche Schüler nahm die Anregung mit Freuden an, und während er weiterhin Seminarien und die geschichtlichen Vorlesungen von Sybel, Kampschulte und von Noorden besuchte, baute er sich aus unzählbar vielen Zettelchen und Exzerpten seine Doktorarbeit auf.

Die Vorlesungen Springers waren ob des geistvollen Vortrages berühmt und daher von Studenten aller Fakultäten besucht. Auch Freund Gerold fand sich regelmäßig ein, und die Diskussionen über das Gehörte setzten sich oft in der gemeinsamen Herberge fort. Anders als später Rahn, der seine Vorlesungen Satz für Satz aufschrieb, sprach Springer stets aus seinem reichen Wissen heraus, aus der Intuition des Augenblickes, ohne je Notizen vor sich zu haben, und fand, es sei nicht einmal nötig, Bilder vorzuweisen, das Wort allein müsse solche Kraft haben, daß es den Hörern sowohl Theoderichs Grabmal wie Mona Lisas Lächeln vorstelle. Rahn hörte bei Springer über Meisterwerke des Cinquecento, Niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts, Romanik und Gotik. Seine «Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts» in Rahns Kollegheft ist mit fliegender Feder aufgezeichnet und später überklebt, verbessert und mit roter Tinte untertitelt worden — so spürt man noch heute etwas von der brillanten Rasanz des Vortrages, in dem wie Perlen einzelne Definitionen aufleuchten.

Neben Springers Vorlesungen hörte Rahn auch Jahns «Griechische Literatur» und bei Krüger die «Kulturgeschichte der Holzschneidekunst», wie er an Meyer nach Zürich schrieb mit dem Schlußsatz: «Sie sehen, Herr Meyer, wie sehr es mir bis dato gefallen hat [22].»

Da Springer die zeichnerische Begabung Rahns nur lobte, entstanden während des Bonner Aufenthaltes ganze Mappen mit Skizzen aus der Umgebung, in denen die Poesie des Rheines sich auf alle Arten wieder-

gibt. Denn sehr oft verließ Rahn bei schönem Wetter das gemeinsame Studierzimmer, wo jeder der Freunde einen eigenen Schreibtisch besaß: Derjenige Rahns fein säuberlich aufgeräumt, apothekermäßig übersichtlich, während Gerold zwischen zwei Büchertürmen nur noch mit einem Haarbüschel aufragte, aber «schrieb und schrieb wie einer, der ohne Unterbruch den Gedankenfaden weiterspinnt. Nur ab und zu lehnte er sich mit einem befriedigten Seufzer zurück; das geschah, wenn er einen Excerptenzeddel zerriß, den er ebenso pedantisch, wie er ihn zerrissen hatte, in den Papierkorb spedirte [23]».

Mit der gleichen Pedanterie betätigte sich Gerold auch als Krankenwärter, als Rudolf einen sehr schmerzhaften Anfall von Gicht erlitt, den der Arzt mit Jodapplikationen zu beheben suchte. Gerold malte dem Freund mit Jod den Plan einer Festung auf, um die sich immer enger die Approchen zogen, mit geschichtlichen Erläuterungen dazu, bis zum Schlusse Sturm und Einnahme gespielt wurde und ein kompakter Klecks die ganze Hüfte bedeckte. War es diese mit Geist und zürcherischer Derbheit durchgeführte Kur, war es ein Aufenthalt in Wiesbaden oder die Lektüre der treulich vom Vormund gelieferten «Eidgenössischen Zeitung» — kurzum, Rahn konnte bald seine Wanderungen wieder aufnehmen und Springers Seminarien ohne Stock besuchen, den Abschluß des glücklichen Sommersemesters gesund, aber nicht ohne Bedauern dem endgültig Beschlossenen gegenüber feiernd.

Studium in Berlin

Mit einer gewissen Wehmut verließen die beiden Freunde die Universitätsstadt Bonn am Ende des Sommers 1864, um das folgende Wintersemester in Berlin zu verbringen. Das «sorglose Genießen», auf das sie sich immerhin gefreut hatten, stand jedoch meist im Dienste eines höheren Interesses; ein Erinnerungsalbum aus der Zeit [24] bewahrt pietätvoll eingeklebt alle Konzertbilletts, Eisenbahnkarten und Ausweise für den Besuch von Museen, so daß wir uns von der Freizeitgestaltung eines Zürcher Studenten in der Weltstadt ein anschauliches Bild entwerfen. Die Freunde besuchten das Opernhaus und das Schauspielhaus, sie fuhren von Berlin nach Leipzig mit fünfzig Pfund Freigepäck und von Leipzig nach Dresden, wo sie ein Konzert auf der Brühlschen Terrasse (ohne Tabakrauch) genossen; sie pflückten Efeu von Humboldts Grab und nahmen einem Altkleiderhändler von der Oranienburgerstraße sein lateinisch abgefaßtes Geschäftsschild weg.

Sehr fleißig besuchten sie die Königliche Bibliothek und die Einladungen historischer Vereine und ließen sich den Oligsberger beim Hoflieferanten Raemel schmecken.

An der Berliner Universität selbst machte Rahn ein paar Monate des Zweifelns durch, ob er sich nicht ganz dem Zeichnen widmen und die Wissenschaft an den Nagel hängen solle. Die Freundschaft mit dem Galeriedirektor *Waagen* und mit Professor *Eggers*, Lehrer an der Kunstakademie, sowie mit dem Direktor des königlichen Münzkabinettes, *Julius Friedländer*, brachte es mit sich, daß der junge Kandidat der Kunstgeschichte die Kunst selbst plötzlich von der aktiven Seite her zu betrachten begann, besonders seit er im April 1865 auch den Maler Adolf Staebli kennengelernt hatte.

Vormund Meyer äußerte sich nicht zu diesen Problemen, sondern schickte dem Schützling «100 Stück Havannah» mit vielen Grüßen, aber von Springer, der Rahns Bildungsgang mit väterlichen Augen überwachte, erhielt Rudolf einen so temperamentvollen Brief, bei der Stange zu bleiben, daß es eines Mißerfolges im Atelier gar nicht bedurft hätte, Rahn energisch zu seinen architektonischen Problemen zurückzurufen. Immerhin ist es für den heutigen Leser wichtig, zu erkennen, wie ernst Rahn selber sein Talent genommen hat, daß ihm seine Zeichnungen nie bloß als Diener des geschriebenen Vortrages vorkamen, sondern als Werke seiner Hand, welche aus sich selbst ihre Daseinsberechtigung erfuhren.

Um so intensiver arbeitete Rahn nun an seinen Untersuchungen über den Zentral- und Kuppelbau weiter, indem er Ursprung und Entwicklung der aus antiken Vorbildern übernommenen Grundform für das christliche Kirchengebäude und die Verbreitung des Kuppelbaus im Abendlande nach verschiedenen Seiten hin zu beleuchten trachtete.

Vorlesungen besuchte er wenig, er vertiefte seine Studien über mittelalterliche Baukunst und besuchte eifrig die Museen, wobei er mit Freund Woltmann zusammen vor allem die Holzschnitte Hans Baldung Griens bewunderte.

Das fertige Dissertationsmanuskript begleitete ihn ein Jahr später, im Herbst 1866, nach Dresden, wo er die Korrekturen erledigte. Das Werk ließ er bei Seemann in Leipzig drucken, mit einer Widmung an Lübke und Springer. Für die Doktorprüfung kehrte er nach Zürich zurück, betrachtete lächelnd den Platzspitz, der ihn vor Jahren in ungestümem Examensfieber gesehen hatte, und stellte sich dann ohne große Aufregung seinen Professoren an der Universität, die ihn am 3. Oktober 1866 zum Doktor der philosophischen Fakultät I ernannten.

Dreieinhalb Jahre war er der Stadt ferngeblieben, war als etwas linkischer, ernsthafter Student ausgezogen, dem die Erinnerung an Mißerfolg in Schule und Lehre frisch im Gedächtnis saß, und kehrte als Fünfundzwanzigjähriger, gewandter und gesprächiger, zu seinen Verwandten zurück, bei denen nun auch der letzte überzeugt war, mit dem Doktorhut habe sich der letzte Abkömmling des «Leuensteins» würdig in die Reihe der Vorfahren gesellt. Vormund Meyer, der mit so kräftigen Händen die Weiche gestellt hatte, und die Großmama aus dem «Thiergarten», gute Geister seiner Kindheit, umgaben ihn wieder für eine kurze Weile. Doch wie er als Knabe von den Appenzeller Höhen in die Richtung von Zürich sehnsüchtig geblickt, so wanderten seine Gedanken jetzt voraus, nach Italien, das ihm mühsam Erlerntes königlich krönen sollte.

3. Der wandernde Scholar

Schon als kleiner Pflegesohn in Herisau, später als Industrieschüler und vollends in den glücklichen Studententagen liebte Rahn Ausflüge und Wanderungen über alles, besonders wenn als Endziel einer anmutigen oder abwechslungsreichen Gegend eine gotische Kirche, ein verlassenes Kloster oder auch nur ein malerisch gelegenes Dorf dem Nimmermüden winkten. So reiste er einmal mit siebzig Franken Wegzehrung nach Schaffhausen - Stein (drei Tage) - Steckborn - Reichenau - Konstanz - Überlingen (drei Tage) und zurück nach Herisau.

Bevor wir daher Rahns italienische Reise nach bestandenem Doktorexamen betrachten, sei ein Rückblick auf zwei frühere Erlebnisse der Fremde gestattet, welche Rahn bis in sein hohes Alter hinein die Freuden der Erinnerung schenkten und auf seine wissenschaftliche Bildung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübten: Die Schweizer Reise und die Fahrt an den Rhein.

Die Schweizer Reise

Nach probeweisen Märschen unternahm der rüstige Pfarrer Cramer im Sommer 1857 mit einigen seiner Pensionäre eine Schweizer Reise, getreu dem Bildungsgang vornehmer Jünglinge [25].

Von Zürich aus fuhr die Gesellschaft mit dem vor kurzem eingeweihten Dampfschiff «Stadt Zürich» nach Horgen. Dort nahm jeder

seinen Sack auf den Rücken und marschierte über die Sihlbrücke durch den Sihlwald, wobei Herr Cramer nicht mit Hinweisen auf Salomon Gessner sparte. Zur Mittagszeit langte man in Zug an. Nicht nur das Städtchen allein fesselte hier Jünglinge und begleitende Cousinen Cramer, sondern auch die neuerstellte Ostwestbahn — großartiger Name für ein keuchendes Züglein im Verkehr Neuenstadt - Bern - Luzern - Zug, das nach einigen Jahren bescheiden wieder Gras über seine Geleise wachsen ließ.

Ein Ruderboot setzte die Gesellschaft nach Immensee über, welche daraufhin zum Nationalheiligtum, der Hohlen Gasse, wanderte und am Abend in Weggis anlangte. Der zweite Tag begann mit einer Dampferfahrt nach Flüelen, einer Wagenfahrt bis Amsteg, und gegen Abend trafen die Wanderer in Hospental ein. Rahns Skizzenbuch verzeichnet anschaulicher als eine Marschroute die Sehenswürdigkeiten der Reise: Hohle Gasse, Reußtal, die Häuser von Hospental. Dazu Herrn Cramer im ältesten Reisegewand, in dem ihn gebildete Reisende für einen Maultiertreiber ansahen, und eine Gruppe schwitzender Bergsteiger in Bewunderung vor einer Gemse.

Es braucht nicht viel Phantasie, sich den hochaufgeschossenen Schüler vorzustellen, der mit suchendem Blick den Gefährten vorauseilt, um einen Vorsprung zum Zeichnen zu gewinnen, der die Ungeduldigen warten läßt, weil die Proportionen an einem dargestellten Bauernhaus nicht stimmen. Manchmal riß Cramer die Geduld, was sein Zögling ihm noch lange nachtrug: «Nicht ein Strich zu zeichnen war mir in dem hochromantischen Brig vergönnt» — denn unterdessen waren sie über die Furka ins Wallis hinuntergestiegen. In dem noch immer vom Erdbeben 1855 zerstörten Visp wurde Tagesrast gehalten, bevor die Gruppe den Ryffel- und Gornergrat bestieg.

Während vierzehn Tagen erholte sich dann Pfarrer Cramer in den Bädern von Bex, und die junge Gesellschaft schwärmte in der Gegend herum, Rahn mit einem Seufzer der Erleichterung als Herr über seine Zeit und sein Skizzenbuch. Der Stiftsschatz von St-Maurice, die Tour d'Huin und die Ruine St-Triphon, schließlich sogar Chillon wurden besucht, bewundert und gezeichnet. Chillon, später Gegenstand und Sorgenkind einer umfassenden Publikation Rahns, zeigte sich ihm damals noch ganz beziehungslos; Rahn vermerkt auch keinen ahnungsvollen Schauer, sondern nur eine recht stürmische Seefahrt.

Besuche in Lausanne und Genf schlossen die Reise ab, wobei der pfarrherrliche Reiseleiter ein Loch im Budget kurzerhand durch das Weglassen eines Mittagessens behob und seine gähnenden Schützlinge

in den botanischen Garten dirigierte. — Die Heimreise spielte sich auf dem Kurierwege ab, den auch die Post als kürzeste Route benützte: Um fünf Uhr früh ging der Zug von Lausanne ab, hielt in Yverdon, um die Passagiere in das Dampfboot umzuladen, das bis Neuchâtel fuhr. Dort wurde die Postkutsche nach Biel bestiegen; von Biel aus kam die lange Eisenbahnfahrt über Solothurn, Herzogenbuchsee nach Aarau. Und da die Teilstrecke von Aarau bis Baden nicht fertig erbaut war, holperte nocheinmal eine Postkutsche mit den müden Wanderern nach Baden, wo nach endloser Wartezeit endlich die Lokomotive der gepriesenen Spanischbrötlibahn anschnaufte, um die Gesellschaft nach Zürich zu befördern. —

Dieser Schweizer Reise verdankt Rahn zweierlei: erstens einmal die Beglückung neuer Horizonte und die Vertiefung seiner Liebe zu Altertümern. Dazu wußte Rahn jetzt, daß er wohl immer ein Einzelgänger bleiben sollte und stellte sich inmitten der munteren Schar, die ihn umgab, den idealen Reisegefährten vor, einen Freund mit gleichen Interessen, der seine zeichnerische Betätigung nicht als Zeitverlust, sondern als Bereicherung empfände — ein Wunsch, den ihm später Gerold Meyer von Knonau so herzlich erfüllen sollte. Dann aber hatte diese Schweizer Reise zum erstenmal seinen Geist bewußt zur Auseinandersetzung mit politischen Fragen gezwungen; nicht nur an der Hohlen Gasse, die jedem Besucher den Begriff der Freiheit einprägt, sondern auch in Neuenburg, das vor wenigen Monaten erst seinen «Preußenkrieg» beendet hatte. Der vorsichtige und gleichzeitig pathetische Eintrag in Rahns Tagebuch zeigt deutlich, wie Rahn der Ausgang beschäftigte: «Welche Gefahren drohten, war uns wohl bewußt. Aber so vieles gab es dann wieder, das die Hoffnung entflammte, daß Manneskraft und Muth auch in dem bevorstehenden Kampfe sich erneuern und bewähren werde.»

Die Fahrt an den Rhein

Die zweite große Reise seines Lebens zeigt uns den Studenten Rahn in einer so heiteren und gelösten Stimmung, wie sie nur einem jungen Menschen gegeben ist, der zum erstenmal die Beglückungen der Freundschaft erlebt, zusammen mit einem Gefühl persönlicher Freiheit, genährt aus der Befriedigung getaner Arbeit und der Gewißheit, endlich den rechten Bildungsweg gefunden zu haben. Auch darf man nicht vergessen, daß 1863, zur Zeit von Rahns Rheinfahrt, die deutsche Burschenherrlichkeit mit schwärmerischen Auszügen, pathetischen Begriffen

von Ehre und Vergangenheit und einer freundschaftstrunkenen Beredsamkeit, noch in höchster Blüte stand und auch in Zürich, das sich kulturell durchaus zu Deutschland bekannte, die jungen Studenten mächtig nach den vielbesungenen Stätten von Alt-Heidelberg und an den wonnigen Rhein zog.

Zudem mußten für einen angehenden Kunsthistoriker Speyer, Worms und Mainz wie eherne Klänge ins Bewußtsein schlagen; Kathedralen und Münster, nur aus pedantischen Kupferstichen bekannt, sollten das Auge überwältigen, und der Zeichner, mit Romanik und Gotik aus kleineren Verhältnissen vertraut, würde die schwindelnden Proportionen des Kölner Domes abmessen. Rahn, als Schüler Lübkes, betrachtete dabei noch durchaus Deutschland als Ursprungsland der Gotik, und wenn er auch in späteren Jahren Reisen nach Frankreich unternahm [26], bedeutete ihm die durchsichtigere Baukunst des Midi und der Ile de France viel weniger als die wuchtigen Backsteinbauten Norddeutschlands und die Gotik des Rheinlandes; die Provence liebte er nur, weil sie ihn an Italien erinnerte. Aus den beiden Gegenpolen Deutschland-Italien, Gotik-Romanik, baute sich später sein kunsthistorisches Weltbild auf; daß er nun, im Frühjahr 1863, das erste Kräftezentrum kennenlernen sollte, gab Grund genug für Unruhe und Überschwang.

Und so wie Goethe das Straßburger Münster als Werk einer «starken, rauhen, deutschen Seele» preist, erlebte auch der Student Rudolf Rahn die deutsche Gotik als etwas durchaus aus sich selbst Gewachsenes, Unbeeinflußtes und Vorbildliches. Die Reise durch das Schwabenland an den Rhein begann folgerichtig am Bodensee, mit dem Besuch von Salem und Heiligenberg — die Zeichnungen, welche hier entstanden, sind bei aller Exaktheit von einer feinen Romantik durchweht. Der Ölberg in Überlingen verwandelt sich in Rahns Skizzenbuch zu einem geheimnisvollen Schrein der Andacht. Und in einem enthusiastischen Brief an den Vormund schreibt Rahn: «Salem hatte mir längst schon als heiß ersehntes Ziel vorgeschwebt . . . Blaubeuren liegt in einem romantischen, von höhlenreichen Felsen umgebenen Tal . . .» Ein glücklicher Ausruf, der ihm aus tiefstem Herzen kam, heißt ganz einfach: «Alles ist Mittelalter! [27]»

Zum größten Teil zu Fuß, etappenweise mit der Eisenbahn, gelangten die Freunde dann über Ulm nach Tübingen und Bebenhausen: «Das war noch das alte Kloster, nicht die königliche Residenz von heute, fast unberührt und mancherorts in Winkeln, in monumentalen Theilen und Befestigungen so beschaffen, daß nur die Mönche fehlten, um Sinn und Auge ins Mittelalter zu versetzen.»

Bei der Schilderung der Gegend zeigt sich zum erstenmal deutlich das Talent, nicht nur getreu den optischen Eindruck wiederzugeben, sondern mit einer beinahe medialen Fähigkeit die Atmosphäre eines Ortes in sich aufzunehmen und zu deuten, so daß eine fast dichterische Konzeption entsteht wie später in den «Letzten Tagen des Klosters Rheinau» oder in verschiedenen Stellen von Rahns autobiographischen Notizen.

Stuttgart gab die nächste größere Station, und von dort wanderte Rahn mit frommen Pilgrimsgefühlen nach Maulbronn, Wallfahrtsort für Kunsthistoriker, denen die romanische Vorhalle an der Westseite der gotischen Kirche im wahrsten Sinne Paradies bedeutet, umdräut von den Dämonenfratzen an Kapitell und Bogenleibung. Da die notwendige Renovation 1863 noch nicht begonnen war, lief Rahn selig mit Meßlatten und Zeichenstift herum, kopierte alte Teile und fühlte sich dabei als Entdecker und Bewahrer eines der bedeutendsten Zisterzienserklöster — daß er später Konkurrenz in der Gesellschaft einiger Polytechniker aus Karlsruhe bekam, spornte ihn zu noch emsigerer Tätigkeit an, und der Abend vereinte die Altertumsforscher bei einem fröhlichen Trunk im Gasthof.

Freund Gerold, idealer und niemals störender Begleiter, der bald selbständig auf eigene Forschungen auszog, bald friedlich plaudernd sich neben dem Zeichnenden niederließ, schlug vor, sich in Lauffen zu treffen und von dort nach Hall am Kocher zu fahren. Komburg erschien als Glanzpunkt dieser Reise. Das ehemalige Benediktinerkloster mit seinen großartigen Torbauten und der Michaelskapelle bedeutete für Rahn eine frische Quelle architektonischer Freuden, und seine Mappe mit vielen, jedoch nur in den wichtigsten Akzenten fertiggestellten Zeichnungen beweist, wie umfassend er den überwältigenden Eindruck aufnehmen wollte. Komburg, seit 1817 Sitz des württembergischen Ehreninvalidenkorps, brachte auch die Begegnung mit einem schrulligen Veteranen, der einst zu Fuß nach Jerusalem gepilgert und zu Gerolds Entzücken unerschöpflich im Geschichtenerzählen war; Rudolf jedoch ließ sich nur verdrießlich zu einem Ausflug mit dem Alten nach dem Aussichtspunkt Einkorn bewegen und notierte etwas schadenfroh gegen Gerold, wie stark der Regen gefallen und wie unappetitlich die Unterkunft gewesen sei [28].

«Köstlich ist die Neckarfahrt von Heilbronn nach Heidelberg gewesen, über die Maßen reich an Eindrücken aller Art, denen der Wechsel von Scenerien rief: ein Gleiten zwischen bewaldeten Strecken, ein geheimnisvoller Schluß, als ob die Fahrt ein plötzliches Ende nähme;

dann unversehens eine rasche Biegung, ein Weiler, ein Städtchen, auf das eine Burg, ein wehrhafter Turm, eine Ruine herunterschaut. Endlich um zwölf kommt das aus tausend Bildern bekannte Wahrzeichen in Sicht, Staffeln am grünen Hange, mit roten Mauern von dachlosen Palästen und wuchtigen Thürmen darauf, bald auch die Stadt, ein vielfältig bewegtes langes Geschiebe am hellen Strand, die Bogenbrücke, die sich in dem linden Strome spiegelt und dahinter die Ferne, die mit Duft und Glitzern den Austritt des Neckars aus dem Grün der voll und weich geformten Berge begrüßt. Wessen Heidelberg sich rühmt, das Schloß, die Stadt, der Philosophenweg mit seinen köstlichen Ausblicken, das wurde genossen und alles schien uns verklärt durch die Wonne des Lenzes, der allerorten Blüthen, Flaum und Blättchen trieb, durch das Freiheitsgefühl, das die Herzen schwellen machte, durch das frohe Treiben, das lauter Neues, zum erstenmal ein Bild des ächten deutschen Studentenlebens zu schauen gab.»[29]

Endlich war der Rhein wieder erreicht, Vater Rhein, der die begeisterten Schweizer wie auf einer Traumfahrt an Städtchen, Schlössern und Klöstern vorbeigleiten ließ, tausendfach besungen, aus mythischen Urgründen genährte Begleitmelodie seiner drei schönsten Denkmäler in Stein: Speyer, Worms und Mainz.

Trotzdem: eigentümlich nüchtern sind die Eintragungen über die «Stätten, von denen die Kunst in weitem Bereiche ihre befruchtenden und belebenden Strahlen empfieng». War es die Bescheidenheit des an kleineren architektonischen Proportionen Geschulten, war es die Überwältigung, welche die drei monumentalen und geschichtereichen Bauten als etwas einfach Gegebenes, nicht weiter zu Schilderndes erscheinen ließ? Die Dome und Münster des Mittelrheins bedeuteten für Rahn keine Offenbarung mehr, sondern steingewordene architektonische Gesetze, Wahrsprüche des Jahrhunderts, dem Kunsthistoriker so notwendig wie dem Mathematiker das Einmaleins — er betrat sie mit der Ehrfurcht, die wir dem Ursprung schulden, doch brauchte es gerade dieses hohe Erlebnis, um ihm zu zeigen, daß in Zukunft seine eifervolle Liebe mehr dem Kleinen, noch Unbekannten gelten sollte, daß sein sehr schweizerischer Gerechtigkeitssinn nicht das Anerkannte weiter ausdeuten, sondern das geringfügige Detail in das verdiente Licht der wissenschaftlichen Forschung stellen wollte. Schon damals liebte Rahn mehr die Entdeckung als die Deutung, mehr die Einordnung als die Sichtung, schien ihm die Bewahrung des Mittelalters wichtiger als alle Kunst, die nach dem 16. Jahrhundert entstand.

Die italienische Reise

Die Reise nach Italien unternahm Rudolf Rahn als junger Doktor der Kunstwissenschaft, und ähnliche Gefühle von Freiheit und einem gefestigten Selbstbewußtsein wie zur Zeit der Rheinfahrt bewegten ihn in diesem Oktober 1866: «Hoch oben auf der Postkutsche sitzend, allein, wie ein kleiner Gott, wurde mir trotz der kühlen Morgennebel so warm um Leib und Seele, daß ich die Welt hätte umarmen können [30].»

In den acht Monaten, die er in Rom, Capri und Ravenna verbrachte, schärfte und verengerte sich sein Blick derart für seine besondere Wissenschaft, daß die Renaissance für ihn kaum existierte, dafür aber das geübte Auge archäologische Reste in neueren Bauten entdeckte und ihn sein Spürsinn unfehlbar auf frühe Kirchen und verfallene Klöster aufmerksam machte — und auf Kuppeln. Dieses sein Dissertationsthema verfolgte ihn in Italien, er erkannte neue Zusammenhänge, die er aus der Ferne nicht hatte berücksichtigen können, und vor allem rührte ihn die Kontinuität einer Bauweise, die sich aus altchristlicher Zeit bis in die jüngsten Hütten capresischer Bauern fortsetzte.

«Civis Romanus sum!» schrieb Rahn am 16. Oktober 1866 in einem jubelnden Brief an den Vormund in Zürich, «ich bummle am Strand des Tiber!» Eine farbige Schilderung des römischen Lebens folgte, die Aufzählung von den ersten Sehenswürdigkeiten, unterbrochen von ekstatischen Ausrufen «Rom!» «Rom!» — was den Vormund zu trockenen, pedantisch ausholenden Antworten veranlaßte: «Ich freue mich, daß Du die Akklimationsperiode schon hinter Dir hast [31].»

Der umgängliche Schweizer wurde in Rom bald von einem geselligen Kreis aufgenommen, der sich um den Architekten *Laspeyres* scharte, Rahn von Berlin her bekannt und in diesem Winter beauftragt, den Neubau des deutschen archäologischen Institutes auf dem Monte Caprino zu erstellen. Der Architekt und der Kunsthistoriker wanderten oft zusammen, und gemeinsame Vorlieben suchten sich die Ziele aus. Spoleto und Todi wurden besucht, wobei Rahn eine Ähnlichkeit zwischen der Basilika San Giuliano und der Stiftskirche von Romainmôtier auffiel, eine Annahme, die sich auf die in der Mitte stark geschwellten Rundpfeiler und die «barbarische» Kapelle stützte.

Todi barg Entdeckungen; von der Kirche San Fortunato bis zu einem romanischen Waschbrunnen, «famosen» mittelalterlichen Kirchenfassaden, fanden die Besucher täglich neue Kostbarkeiten, dabei mit Vergnügen konstatierend, daß der verehrte Jacob Burckhardt noch viel Bemerkenswertes übersehen hatte. Da während des Aufenthaltes in

Todi eine eisigkalte Tramontana blies, verlegte sich Rahn auf das Zeichnen von Innenräumen, vor allem der von antikem Geist durchwehten Basilika mit rhythmischem Wechsel von Säulen und Pfeilern.

Gerold Meyer von Knonau war diesmal nicht dabei; um so eifriger, bis zu zwanzig Seiten in einem einzigen Brief, schrieb ihm der Freund nach Zürich, und dem Briefwechsel verdanken wir die lebendigsten Schilderungen von allen Stationen der Reise. In Capri lernte Rahn das Künstlerpaar Stückelberg aus Basel kennen und den «Tedesco furioso», den niederdeutschen Dichter Klaus Groth. Als Rahn von Rom, dem «einzigen Urquell archäologischer und künstlerischer Schätze» abreiste, besuchte er Montecassino, Neapel, und was für ihn entscheidend wurde, Ravenna.

Im Mai 1867 war Rahn in *Ravenna* und schrieb dem Freund, er sei so altchristlich geworden, daß er den Namen der Stadt nur noch in Majuskeln des 5. Jahrhunderts zu schreiben vermöge — ein Scherz, der jedoch die tiefe Bewunderung für die Bauten Justinians nicht zu dämpfen vermochte. Rahn schildert zwar Ravenna als die «erste ganz charakterlose Stadt», die ihm in Italien zu Gesicht gekommen sei — aber «Herrschaft nocheinmal . . . die römischen Basiliken sind pure Pappe gegen ein Sant' Apollinare in Classe oder ein Sant' Apollinare Nuovo[32]». Dieser burschikose Ton soll in typisch zürcherischer Scheu vor Gefühlsäußerungen die Bewegung verbergen, welche den jungen Doktor der Kunstwissenschaft vor den Wunderwerken der Mosaiken, dem fremden Zauber byzantinischer Bauweise ergriff.

Rahn überließ sich jedoch nicht lange dem andächtigen Staunen. Mit Bleistift, Pinsel und Notizbuch nahm er eine Kirche nach der anderen durch, kopierte mit einer Verliebtheit, welche Außenstehende zum Lächeln reizte, nicht nur Säulen und Kapitelle, sondern ganze Ausschnitte der Mosaiken im Baptisterium San Giovanni in Fonte, wozu er die Augen blinzelnd anstrengen mußte und schließlich den Operngucker zu Hilfe nahm. In ähnlicher Weise arbeitete er in der Kirche Sant' Apollinare in Classe — immer zugunsten des Details. Wenn er in Briefen von dieser Kirche in sumpfiger Gegend außerhalb Ravennas spricht, dann immer von den Mosaiken, dem Triumphbogen; die Kirche selbst nennt er eine «Basilika von echtem Schrot und Korn», ohne näher auf ihre Baugeschichte einzugehen. Auch in der Würdigung der Mosaike verschiebt sich das Urteil des heutigen Betrachters; San Vitale, als Höhepunkt der ravennatischen Mosaikenkunst gefeiert durch seine monumentalen, farblich kräftig profilierten Gestalten, durch das Pathos einer weltlich-kirchlichen Prozession, erschien Rahn weniger bedeutend als

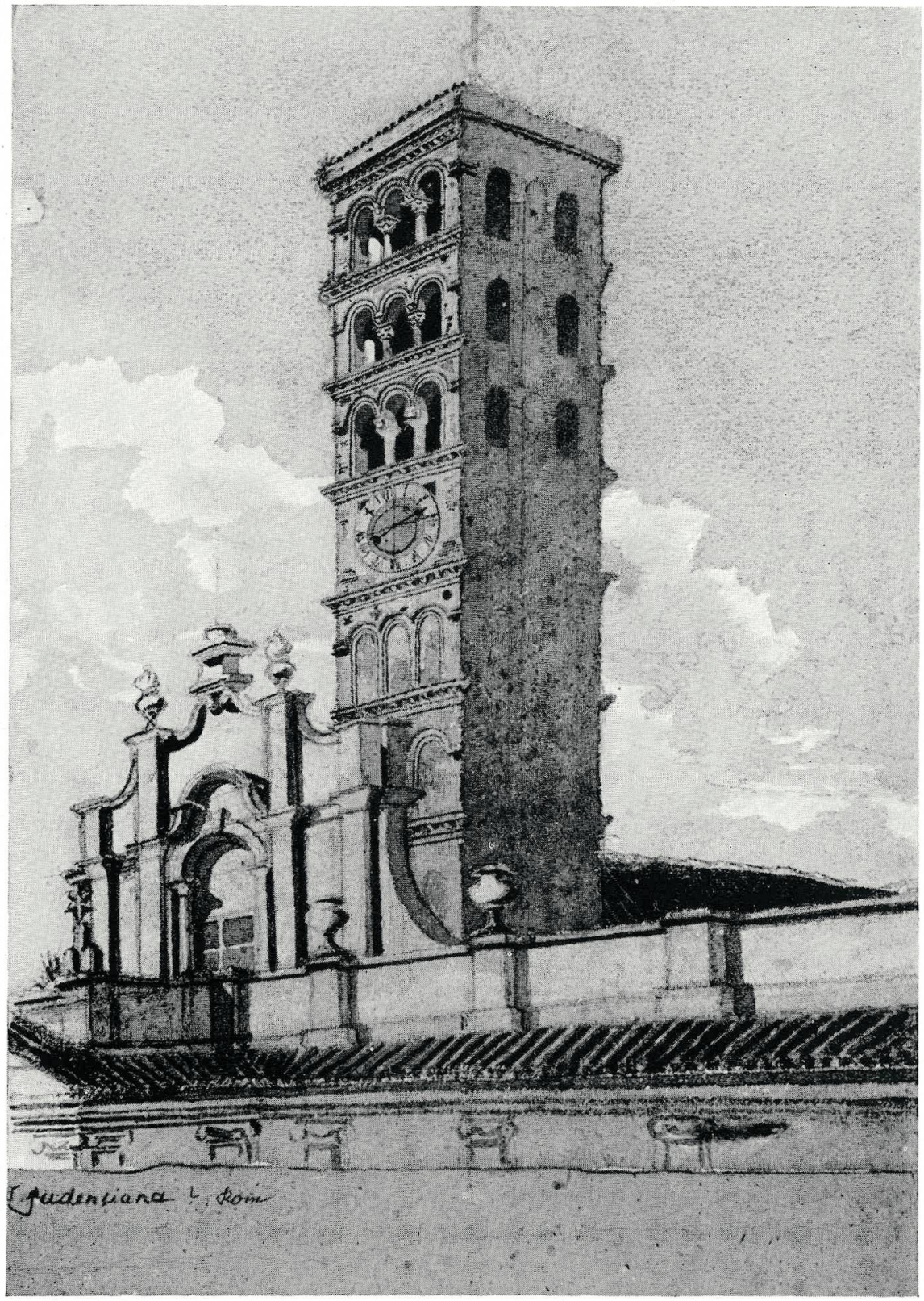

Abb. 7 Santa Pudentiana, Rom. Getuschte Zeichnung 1867

Abb. 8 Eingang zum Vorhof von San Cosimato in Trastevere. Zeichnung 1867

das Kuppelmosaik von San Giovanni in Fonte, welches er in seinem 1886 erschienenen Werk preist als «Eindruck einer Feier, der sich sofort und andauernd des Beschauers bemächtigt» — ohne noch zu ahnen, daß syrischer Einfluß die feierliche Hoheit der ausschreitenden Gestalten durch kandelabergleich aufsteigende Akanthusranken trennte und zugleich als Pausenzeichen die unverbindliche Phantasie von viermal wiederkehrendem Altar und Thronsessel setzte. Das völlig byzantinische San Vitale erklärt er unbeirrt als abendländische Tradition.

«*Ein Besuch in Ravenna*», die erste größere Arbeit, die Rahn nach der Dissertation veröffentlichte, ist noch getragen vom Anhauch der Begeisterung, und wenn Rahn auch in späteren Jahren viele der darin aufgestellten Vermutungen widerrufen mußte, liest sich die Untersuchung auch heute noch mit viel Genuß, da in der Schilderung der «vier wohlerhaltenen Gruppen, in denen das Bild der Frühzeit vom V. bis zum VII. Jahrhundert rein und begeisternd wieder auflebt», sich schon deutlich Rahns Stil und seine Technik, an den Gegenstand heranzukommen, abzuzeichnen beginnt.

«Ein Besuch in Ravenna» wurde von der Fachwelt freundlich aufgenommen; erleichtert, daß einmal einer diese Terra incognita betreten hatte, druckte Albert von Zahn diesen Beitrag im ersten Band seiner «Jahrbücher für Kunstwissenschaft» ab (1868). Besonderes Gewicht legte der Verfasser darauf, daß seine sorgfältigen Zeichnungen ebenfalls veröffentlicht wurden: die Mosaiken im Baptisterium San Giovanni in Fonte, das Mosaikbild des ravennatischen Kaiserpalastes in Sant' Apollinare Nuovo und zahlreiche Details von Säulen und Sarkophagen.

Noch während Rahn in Italien weilte, erhielt er durch die Vermittlung seines auch aus der Ferne väterlich um ihn besorgten Lehrers, Wilhelm Lübke, einen Brief des Kunsthistorikers *Karl Schnaase* (1798 bis 1875), einem der ersten unter den Begründern einer neueren Kunstgeschichte. Schnaase suchte Mitarbeiter für die zweite Auflage seiner «Geschichte der bildenden Künste» und beauftragte Rahn als guten Kenner frühchristlicher Bauwerke mit der Abfassung der mittelalterlichen Epoche — eine Ehre, die Rahn wohl zu schätzen wußte, gab ihm doch diese Arbeit eine Aufgabe für die Zeit nach seiner Rückkehr. Das Werk, als dritter Band der Gesamtausgabe, erschien 1869.

Der Sommer 1867 war nicht ungefährlich für Italienreisende; die Cholera breitete sich von Neapel her über Rom auch in dem feuchtheißen Klima von Ravenna aus, und Rahn entschloß sich, schon vor dem Hochsommer nach Zürich zurückzukehren. Groß und hager, braun-

gebrannt und mit unzähligen Skizzenbüchern bepackt, traf er Ende Juni in der Vaterstadt ein, um einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

So heimisch ihn die italienische Erde empfangen hatte, so tief die entscheidenden künstlerischen Erlebnisse in ihm haften blieben — in ihm war nichts von der Melancholie Goethes am Ende der italienischen Reise, und ihn würde nie, das wußte er, das Heimweh nach der Sonne packen, wie Albrecht Dürer, der nur unwillig aus Italien in den Dienst seines Fürsten zurückkehrte. Für den jungen Kunsthistoriker wurde alles Geschaute so sehr zum geistigen Besitz — als Wissen und in Hunderten von Zeichnungen festgehalten —, daß ihm nur noch das stille Zentrum des Lebens fehlte, ein fester und gütiger Bezirk, in den er sich mit all seinen erworbenen Kenntnissen zurückziehen konnte, um sie, getreu der sortierenden Apothekerart seiner Vorfahren, einzureihen und zu vergleichen. Und mit derselben ruhigen Beharrlichkeit, die ihn Mosaike und Fensterscheiben abzeichnen ließ, ging er nach seiner Rückkehr daran, sich diesen stillen Bezirk zu erobern, der nur unter den Händen einer geistesverwandten Frau aufblühen konnte.

III. Pater familias

1. Caroline Rahn, geborene Meyer von Knonau

Im Winter 1855 saßen ein blasser vierzehnjähriger Knabe und ein schüchternes Mädchen von zehn Jahren auf den roten Plüschsesseln des Zürcher Stadttheaters nebeneinander, während «Lumpazi Vagabundus» auf der Bühne sein Unwesen trieb: Rudolf Rahn, etwas ziellos nach einer mißglückten Aufnahmeprüfung, und Caroline Meyer von Knonau, eine Cousine Gerolds. Sie kannten sich, da ihre Mutter, Frau Staatsschreiber Meyer, die beste Freundin von Frau Fürsprech Meyer war, und begrüßten sich höflich, wenn sie sich hie und da begegneten — jetzt aber hielt Caroline die Lippen fest geschlossen und widmete sich ganz den Vorgängen auf der Bühne, und auch Rudolf gab schließlich die Bemühungen um ein Gesprächsthema auf [33]. —

Im Frühling 1863 rüsteten sich die Freunde Rudolf und Gerold zu ihrer längst geplanten Rheinfahrt, von Gerolds Mutter mit den besten Wünschen begleitet. Und wie Rudolf als Kind bestimmend von seiner Großmutter geformt worden war, so fühlte er sich, als früh Verwaister, herzlich zu der Mutter seines Freundes hingezogen. Und sie wiederum, «von untersetzter Gestalt, mit bräunlicher Gesichtsfarbe und etwas derb gebauter Nase», eine Frau, die bei der ersten Begegnung nüchtern, fast hausbacken wirkte, erkannte die wertvollen Kräfte in dem ernsten jungen Mann und wünschte sich für ihren Gerold keinen besseren Freund. Mehr noch, sie schloß ihn mit mütterlicher Liebe in ihre Familie ein und schrieb ihm einmal nach Bonn: «Sie sehen, lieber Rudolf, wen mein Herz einmal mütterlich umfaßt hat, den läßt es nicht mehr frei. Sie sind freilich nun der Mutterpflege entwachsen, aber wo Sie den Rath und die theilnehmende Liebe einer Mutter bedürfen, da hoffe ich, wenden Sie sich zutrauensvoll an mich.» Und in typisch schweizerischer Art ihre Zuneigung nur indirekt, aber praktisch beweisend, kümmerte sie sich ebenso zuverlässig um das Flicken und Waschen von Rudolfs Garderobe wie um die des Sohnes. Sie sollte jedoch bald Gelegenheit haben, Rat und teilnehmende Liebe dem jungen Wissenschafter in einer wichtigen Angelegenheit zukommen zu lassen, wußte sie doch als mütterliche

Freundin schon früh um die wachsende Neigung Rudolfs zu ihrer Nichte Caroline.

Caroline Meyer von Knonau, 1846 als einzige Tochter des Junkers Staatsschreiber Johann Konrad und seiner Gattin Caroline geboren, war nach alten Erziehungsgrundsätzen erzogen, wo von einem Mädchen vor allem Herzensbildung verlangt wurde, zugleich bei aller Bescheidenheit ein Standesbewußtsein, das den Leistungen und dem Namen der Familie galt. Caroline besuchte das Privatinstitut «Zum Küriß» (Küraß) an der Augustinergasse, lernte Französisch und zeigte Begabung für das Malen, welches sich später unter Rahns Führung zu stimmungsvollen Aquarellen entwickelte. — Das heitere Leben wurde durch die Krankheit der Eltern unterbrochen, deren Pflege fortan alle Kräfte der Tochter beanspruchte. Dieser Lehrzeit, die sie mit großer Geduld auf sich nahm, verdankte die künftige Frau Rahn ihre ungewöhnliche Einfühlungsgabe in fremdes Leid, sie wußte zu trösten und abzulenken, doch blieb sie ein ernsthaftes junges Mädchen und nahm sich auch später bei Kindern und Enkeln kleines Geschehen stark zu Herzen.

Als Rudolf Rahn 1867 aus Italien zurückkehrte, mit dem Auftrag für Schnaases Werk in der Tasche und dem Bewußtsein, rasch wissenschaftliche Anerkennung gefunden zu haben, ging er, ganz nach seinem Grundsatz, daß jedem Ding seine Zeit gebühre, zur Mutter seines Freundes, welche herzlich gern den Knoten schürzen half:

Wettingen, Rahns wissenschaftlicher Wallfahrtsort aus seinen ersten Zürcher Jahren, bot Anlaß für einen Ausflug der Familien Meyer unter Führung des Kunsthistorikers Rahn — und während sich die Statisten interessiert auf eigene Entdeckungen begaben, bildeten die gotischen Fensterbogen einen sehr sinnigen Hintergrund für das glückliche Einverständnis des jungen Paares, welches dann am 7. September im Meyerschen Landhaus «Zur Unteren Waid» offiziell Verlobung feierte. Der getrocknete Zweig eines Lebensbaumes wurde über dem Vermerk «Waid» auf die letzten Seiten des Studentenalbums geklebt.

Indes die Braut, ein blasses Mädchen mit großen Augen und einem eigenwilligen Kinn, ihre Aussteuer besorgte und ein kunstvolles Angebinde sogar selber spann, reiste der Bräutigam zur Vollendung seiner Arbeit über die «Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter» nach Wiesbaden, wo sein Auftraggeber Schnaase wohnte, dann nach Frankfurt, in Lübkes Haus nach Stuttgart, grub in Archiven und Bibliotheken, um seinem Buch das wissenschaftliche Gewicht zu geben, das man von ihm erwartete.

Kurz vor der Hochzeit erlebte Rahn, erst siebenundzwanzigjährig, die

Genugtuung, daß ihm die Professur für Kunstgeschichte am Karlsruher Polytechnikum angeboten wurde, doch wollte er, da auch seine Frau als Zürcherin aus altem Geschlecht an der Vaterstadt hing, nur in Zürich eine akademische Tätigkeit beginnen [34].

Pfarrer Cramer, Rahns Herbergsvater während seiner ersten Zürcher Jahre, traute das junge Paar am 15. September 1868 in der Kirche von Thalwil. Die Hochzeitsreise führte natürlich nach Venedig und wurde, besonders durch die Begegnung mit dem befreundeten Heraldiker Wilhelm Tobler (ebenfalls auf der Hochzeitsreise) zu einer größeren wissenschaftlichen Studienreise erweitert. Was die junge Frau Tobler darüber dachte, wissen wir nicht, Frau Rahn aber bewies bereits in den ersten Tagen, daß sie, wie Rahn an Schnaase geschrieben hatte, «das Beste sei, was ein Kunsthistoriker sich wünschen könne». Denn, was man oft an nachdenklichen, jedoch mit Schulweisheit nicht übersättigten Frauen bemerkt: Carolines Verstand wuchs mit ihrer Liebe, und so machte sie sich das wissenschaftliche Gebiet des Mannes zu ihrem eigenen, war unermüdlich im Besuch von Kirchen und Kreuzgängen, und ihr malerisches Talent, erst nur spielerisch betrieben, entfaltete sich unter der Anerkennung zu einem artigen Zeitvertreib. So konnte Rahn stundenlang zeichnen ohne Angst, die Gefährtin zu langweilen — im Gegenteil. Sie setzte sich ebenso emsig hin und nahm sich das gleiche Stück Architektur vor, und abends wurde den Freunden das gemeinsame Werk gewiesen, oder sie kolorierte mit leichtem Pinselzug die Zeichnungen des Gatten [35].

In Zürich bewohnte das Paar vorerst die frühere Wohnung Conrad Ferdinand Meyers an der Tannenstraße 17, und dieser äußere Umstand legte den Grund zu einer Freundschaft zwischen dem kunstverständigen Dichter und dem auch schriftstellerisch begabten Wissenschafter, welche bis zum Tode Meyers dauern sollte.

Im Herbst 1870 siedelte der junge Privatdozent der Universität Zürich mit Gattin und kleiner Tochter Caroline in den «Talhof» über, dessen Besitzer, Hans Conrad von Orelli-Ziegler (1813—1891) als Vormund die Erziehung Carolines überwacht hatte und nun der kleinen Familie weiterhin väterliches Wohlwollen erwies.

1873 wurde dem Paar eine zweite Tochter, Marie, geschenkt, und es folgte eine Zeit ungetrübten häuslichen Glückes, dem sich die wissenschaftliche Anerkennung des jungen Gelehrten und seines engsten Freundes, Gerold Meyer von Knonau, beigesellte. Denn am gleichen Tag, am 13. August 1870, als die Nachrichten von den ersten deutschen Siegen die Zeitungen füllten und auch auf der Universität als haupt-

sächlichstes Gesprächsthema galten, waren Rudolf Rahn und Gerold Meyer von Knonau zu Extraordinarii der philosophischen Fakultät I ernannt worden, und ihr öffentliches Ansehen wuchs mit jedem Jahr.

Der junge Professor, der an der Universität vorläufig nur vier Vorlesungen in der Woche halten konnte (zum respektvoll überwiesenen Honorar von dreißig Franken), widmete sich zuhause um so eifriger seiner publizistischen Tätigkeit, wovon die größeren Arbeiten in den «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich» erschienen. Aber auch der «Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde» und die «Jahrbücher für Kunstwissenschaft» nahmen Beiträge des leicht und gern Schreibenden auf, so daß Rahn schon früh in die erste Reihe der regelmäßigen Mitarbeiter trat und das Interesse für sein entstehendes Hauptwerk immer wach erhielt.

1876 wurde der Wunschtraum so vieler Jahre wahr: ein eigenes Haus am Thalacker 23, im Stil eines römischen Palastes nach eigenen Entwürfen Rahns erbaut, nahm das Professorenpaar auf, und Rahn, der schon die Studentenbude nach seinem Geschmack eingerichtet und speziellen Neigungen dienstbar gemacht hatte, stattete die geräumige und sehr repräsentative Wohnung mit all den Sammlungen und Kostbarkeiten aus, die er im Laufe der Zeit zusammengetragen hatte. Ein Mittelzimmer mit Erker wurde zum eigentlichen Museum, mit einem schönen alten Zürcher Ofen und alten Möbeln. Des Professors Arbeitszimmer mit Glasgemälden an den Fenstern erreichte man über eine Treppe, vorbei an einem großen Plan von Rom, der seiner wissenschaftlichen Atmosphäre die ersehnte Weite geben sollte, und einem Stammbaum der Familie Rahn als Dank und Verpflichtung gegenüber den Leistungen der Vorfahren.

Den Sommer verbrachte die Familie im Landhaus «Zur unteren Waid», wohin Rahn auch seine Studenten nach dem traditionellen Semesterausflug einzuladen pflegte.

Das Jahr des Umzuges war auch sonst bedeutsam für den jungen Forscher: Im Umfange von 868 Seiten lag sein Hauptwerk gedruckt vor ihm, die «*Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz*», mit zwei großen Tafeln und 167 Holzschnitten meist eigener Hand zur Illustration. Dieses Werk stellte Rahn für lange Zeit in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses; er wurde zu Vorträgen im In- und Ausland eingeladen, und sein schönes Haus begann, Gäste und befreundete Dozenten freigebig aufzunehmen: den Maler Stückelberg, Conrad Ferdinand und Betsy Meyer, Professor Alfred Woltmann aus Karlsruhe [36].

Die Gattin Caroline, welche während der vielseitigen publizistischen Tätigkeit Rahns verständnisvolle Helferin und Ordnerin geworden war, ihm bei den umfangreichen Korrespondenzen half und ihn oft begleitete, wenn er zu Gutachten und Bestandesaufnahmen unterwegs sein mußte, paßte sich auch dieser neuen Rolle an und entwickelte sich zur aufmerksamen Gastgeberin, welche zum Wohle des Eingeladenen alle eigenen Kümmernisse verbergen lernte. Und Sorgen hatte Frau Caroline eigentlich immer, weil sie allen Schmerz und alle Krankheit ihrer Umgebung wie eigensten Kummer fühlte und als schwerblütige Natur darunter litt. Ihre Mutter, die noch zehn Jahre mit am Thalacker gewohnt hatte, starb 1895 nach langer Krankheit, und die einzige Tochter verlor in ihr die Erinnerung an ungetrübte Kindertage und eine immer dauernde Liebe.

Die Töchter Caroline und Marie wuchsen heran und trafen im großen Bekanntenkreis des Vaters den Ehegefährten. Caroline (1869—1931) verheiratete sich mit dem Juristen Heinrich Zeller und in zweiter Ehe mit Andreas Walder von Hombrechtikon. Marie (1873—1933) fand in dem Luzerner Juristen Hans Meyer einen Lebensgefährten, der ihrem Vater durch sein großes Verständnis für Kunst und kulturelle Vergangenheit besonders nahestand, mit ihm zusammenwohnte und später der eigentliche Hüter seines Nachlasses wurde.

Die drei Enkelinnen Erika und Kitty Zeller und Gabrielle Meyer waren das Glück und ein großer Trost für Caroline Rahn, die während eines Kuraufenthaltes in Baden einen Schlaganfall erlitt und auch nach teilweiser Genesung ständig auf fremde Hilfe angewiesen war. Ihre Liebe zu den Angehörigen verdichtete sich in Zeiten der Schwermut zu traurigen Ahnungen ihres künftigen Schicksals, unter denen sie mehr litt als unter körperlichen Schmerzen. Sie starb 1909 in den Armen ihres Gatten, dem sie all das gegeben hatte, was er sich in seiner Jugend ersehnt: ein mitfühlendes Herz, ein eigenes Heim, eine Familie, die sich zärtlich liebte, und ihr ganzes Wesen, das in sanfter Art nur für das Wohlergehen der andern lebte.

2. Die Freunde

Neben den Freunden, die Rudolf Rahn in der stark romantisch gefärbten «Gesellschaft vom alten Zürich» und bei den traditionellen Zusammenkünften der «Schildner zum Schneggen», deren Mitglied er 1868 geworden war, schätzengelernt hatte, gab es außer Gerold Meyer

von Knonau vor allem zwei Männer, deren Freundschaft sein Leben bereicherte und auch auf seine wissenschaftliche Arbeit nicht ohne Einfluß blieb: Conrad Ferdinand Meyer und Ernst Stückelberg.

Conrad Ferdinand Meyer

Die Freundschaft zwischen Rudolf Rahn und dem um sechzehn Jahre älteren Dichter begann 1868 ganz prosaisch mit einem kurzen Billett, worin der ausziehende Mieter der Wohnung an der Tannenstraße den kommenden bat, ihm den Termin des Umzuges genau bekanntzugeben. Zwei Monate später schrieb Meyer: «Wir sind auf den ... 14. April bereit, und bitten Sie, an demselben zu Mittag und Abend unser Gast sein zu wollen [37].»

Zum Dank für die anregenden Stunden bei dem Dichter und seiner Schwester übersandte Rahn ihm seine Untersuchungen über schweizerische Glasgemälde, für welche Meyer anerkennende Worte fand. Als er ihm dafür im Januar seine «Romanzen und Bilder» schenkte, legte er einen Brief bei: «Mögen Sie mit ‚Romanzen und Bilder' zufriedener sein als ich.»

Der rege Austausch gegenseitiger Werke und die Besuche setzten sich friedlich und höflich in die nächsten Jahre hinein fort: Rahn sandte nach Küsnacht sein Heft über Zillis, und Meyer überbrachte persönlich ein Exemplar seines eben gedruckten «Hutten».

Im Jahre 1871 erhielt Rahn aus Verona einen Brief über Meyers Empfang in München, der den inneren Abstand zwischen den beiden Männern impulsiv verringerte; Meyer, verwöhnt durch die Aufmerksamkeiten des deutschen Publikums und verärgert durch eine Kleinigkeit in der Heimat, schrieb Rahn einen langen Bericht, dessen äußere Gestaltung sich kaum von einem Manuskriptblatt unterscheidet: «Möchte mir gelingen, in meiner Heimat nur ein Drittel der Anerkennung zu finden, die mir in der Fremde ungesucht zu theil wird . . .». Und schief, nachträglich darübergesetzt, lesen wir in Druckbuchstaben: «Verzeihn Sie diesen Stoßseufzer, der aus treuem Herzen kommt!»

Die Freundschaft steigerte sich, als Meyer im «Seehof» wohnte, zu amüsanten Briefen, mit «vostrissimo» unterzeichnet, und 1873, nach einer Einladung bei dem Ehepaar Rahn im «Thalhof», wo sich herausstellte, daß Rahns Urgroßvater und Meyers Großvater Brüder gewesen seien, wich die formelle Anrede dem vertraulichen Du, und Meyer sorgte für eine gute Rezension von Rahns Hauptwerk im «Journal de

Genève [38]». Dabei zeigte sich Meyer, als «redlicher Rezensent», vor allem über den römischen und karolingischen Abschnitt entzückt.

Wie familiär und herzlich sich die Freundschaft gestaltete, seit Meyer in Kilchberg wohnte, beweisen Briefe von 1877, wo nicht mehr über historische oder literar-zürcherische Angelegenheiten verhandelt wird, sondern der Dichter auf einem eleganten Kärtchen sich bei Rahn erkundigt «wo hier ein paar gute Rasiermesser zu bekommen sind?»

Gleichzeitig verhandelte Rahn mit Meyer um eine Novelle des Dichters in den «Zürcher Almanach» (Zürcher Taschenbuch), und der Dichter schrieb: «Ich werde Wort halten, obschon die Vortrefflichkeit von Kellers Zürcher Novellen mich sicher in Schatten stellen und vielleicht sogar ungerechterweise als Nachahmer erscheinen lassen wird.» So schrieb denn Meyer «tolles Zeugs» (den «Schuß von der Kanzel») — und bereute, nach Rücksprache mit seinem deutschen Verleger, seine Einwilligung für den Erstdruck im «Almanach», diesem «Amateur-Unternehmen», gegeben zu haben. Mehr noch als diese Bezeichnung mußte Rahn der Satz kränken: «Kann dem deutschen Publikum zugemutet werden, den (Almanach) zu kaufen, nur um meine Novelle zu lesen?» Dieser Briefwechsel trübte für kurze Zeit die Freundschaft zwischen den beiden Männern, denn Rahn fühlte sich im besten Sinne als Lokalpatriot und war stolz auf die verschiedenen Publikationen seiner Stadt — Meyer meinte daraufhin versöhnlicher, er wolle sich zusammennehmen, sich nicht allzusehr zu ärgern. Im Jahre 1878 erkundigte sich Meyer, mit einem Ergänzungskapitel zum «Jenatsch» beschäftigt: «Was ist der mittelalterliche Ausdruck für unser: ‚es schlägt die Stunde'»? Nach Überlegungen über die Beschaffenheit der Sanduhr fährt er fort: «Es wäre lästig, ja unmöglich gewesen, daß immer eine menschliche Hand bereit war, um dieses (Drehen der Gläser) zu verrichten. Kann also statt: ‚es schlägt die Stunde' gesagt werden, ‚es drehte sich die Sanduhr?'» Rahn setzte ihm wohl in seiner gründlichen Art die Handhabung der Sanduhr als bloßen Stundenmesser so deutlich auseinander, daß der Dichter auf das Sinnbild verzichtete.

1883 widmete Rahn seinem Freunde die «Kunst- und Wanderstudien» — das kleine Werk, welches unter allen Schriften Rahns am meisten durch seine poetische Sprache gewinnt und daher vom Dichter am besten verstanden werden konnte. Meyer ließ es sich nicht nehmen, das Vorwort zu korrigieren und auch sonst auf gewisse sprachliche Unrichtigkeiten hinzuweisen — eine amüsante Parallele zu Schiller und dem Kunst-Meyer neunzig Jahre zuvor.

Am liebsten verweilt der Leser heute bei den Briefen der Jahre 1887/1888, einer Zeit der intensiven Arbeit sowohl beim Dichter als beim Kunsthistoriker. C. F. Meyer war mit seinem «Pescara» beschäftigt, und wenn er einige Jahre vorher Kaiser Friedrich II. «gebraucht» und sogar Rahns Freund Gerold eingehende Fragen vorgelegt hatte, so fragte er nun: «Ein Urner, Bläsi Zgraggen (ich rede natürlich von meiner Novelle) ... der Pescara bei Pavia gefährlich verwundet hat, wird von diesem wieder gefunden und sofort erkannt. Könntest Du mir, bei Deinem Gesichtergefühl ... ein passendes Gesicht entwerfen? Also 1. ein Urner, von dem italienischen Typus verschieden, 2. im Gedächtnis bleibend ... doch 3. nicht häßlich, wenigstens nicht abstoßend (aus Patriotismus!)» Wie gespannt mußte der Dichter für diese symbolische Gestalt auf Antwort gewartet haben, und fast ahnt der Leser die Mithilfe eines präzisen Historikers, wenn er die Charakterisierung liest: «... der auf einem Stiernacken sitzende Kopf. Kleine, blaue, kristallhelle Augen, eingezogene Stumpfnase, grinsender Mund, blonder, krauser Knebelbart, braune Farbe mit rosigen Wangen, Ohrringe in Form einer Milchkelle, und ein aus Redlichkeit und Verschmitztheit wunderlich gemischter Ausdruck [39].» — Rahn hatte sich alles genau notiert und kannte den Berglertypus von seinen zahlreichen Wanderungen her; wenn Meyer im folgenden Satz von Pescaras «Gesichtergedächtnis» spricht, so bedeutet das «Gesichtergefühl», an Rahn gelobt, noch mehr und ist das durch tausend Anschauungen von Bildwerk geschärfte Auge, das dem Professor seine Arbeit fast schöpferisch erleichterte.

Auch sonst findet der genaue Leser die Mithilfe Rahns in Meyers Novelle: Die zungenfertige Auskunft von Pescaras Kammerdiener «sein Vater sei längst im Himmel und seine Mutter, die Carambaccia, gewerbsam und kerngesund und fett wie ein Aal» — sie stammt letzten Endes von Rahn, denn Meyer hatte allein keinen Namen gefunden, der ihm diese animalischen Eigenschaften bildhaft genug ausdrückte. So hatte er Rahn im Mai 1887 geschrieben, er bedürfe eines italienischen Weibernamens (Bäuerin) auf -accia — ein feiner Anklang an die Porcaccia, wie Bourbon respektlos die Königinmutter nannte? Rahn übergab ihm ein Zettelchen mit einer Musterkollektion von Namen, darunter Varronaccia, Carracciolaccia, Vaccaporcaccia — als ersten jedoch Carambaccia, welchen Meyer ohne zu zögern in die Lücke des Manuskriptes einsetzte. Das Wissen um dieses team-work kam Freund Gerold einmal sehr zustatten: Der Dichter trat bei einer Gesellschaft auf ihn zu mit der Forderung: «Sagen Sie etwas, das mich beschämt!» Und Meyer von Knonau, ohne den Gast zu verletzen, verriet den eigent-

lichen Schöpfer von Bläsi Zgraggen und erwähnte zudem die entsprechende Zeichnung Rahns [40].

Rahn erhielt denn auch eines der ersten Exemplare der fertigen Novelle, schrieb aber dem Freund, die Lektüre habe ihm Krankheit und Fieber gebracht. Damit war nun Meyer wieder nicht zufrieden und heiterte den Patienten damit auf, daß von den gedruckten 3600 Exemplaren bisher 1000 verkauft seien — «aber was will das sagen gegen Frau Spyri, die mir erzählte, sie werde je in Auflage von 5000 gedruckt!»

An seinem Geburtstag unterschrieb Meyer 1889 mit einem warmen Gedenken an die «in Freud und Leid erprobte Freundschaft» einen Brief an Rahn mit der Anspielung an einen gern benutzten Fachausdruck des Kunsthistorikers: «Dein alter, teilweise renovierter C. F. Meyer.»

1891, für seine «Angela Borgia», brauchte Meyer wieder des Freundes Mithilfe: «ich wünschte, Du wissest 1. das Wappen der Este (Ferrara), 2. ein anderes Landhaus der Herzogs als das abgedroschene Belvedere, 3. einige italienische Pfaffen (Beichtiger-Kapuziner) Namen und einige Schulmeisternamen zur Auswahl.» Unter Rahns Vorschlägen befand sich Mamette mit einer beigehefteten Zeichnung, und Meyer schrieb dunkel zurück: «Pater Mamette! Pater Mamette ist ein anderer geworden, als Du wohl denkst!» Wie Rahns Auskünfte sonst lauteten, wissen wir nicht; das Wappen der Este schildert Meyer einfach als «erlaucht», aber das Landschloß «Belriguardo» tönte für Meyers Ohr genau entsprechend dem süß-dämonischen Geschehen.

Meyers letzter Brief datiert vom 7. November 1895 mit der Bemerkung, er sei etwas «unbäßlich» gewesen; diesem Brief ging eine ganze Serie Postkarten voraus, nach Albisbrunn, wo Rahn zur Kur weilte, und in sein Sommerhaus «Zur unteren Waid», und etwas melancholisch rühmt der leidende Dichter den «guten Humor» des Freundes, der ihn offenbar nie verlasse. Drei Jahre später sollte Rahn mit Wehmut am Grabe des Dichters die letzten Worte sprechen.

Da wir nur mehr die Briefe Meyers besitzen und Rahn als Partner daraus zurückhören müssen, ist es schwieriger, sich diese Freundschaft vorzustellen als diejenige zu Gerold Meyer von Knonau. Vielleicht hat sie ihn nicht so unmittelbar menschlich bereichert, sondern blieb immer in den Grenzen zweier Männer, die europäische Geltung genossen; in der Zeit von Meyers Erkrankung allerdings war Rahn der geduldig gebende Teil, und wir wissen, daß er öfters als «freundlicher Besucher» in Königsfelden erschien. Abgesehen von dieser dunklen Zwischenzeit

aber hat Rahn, dessen dichterisches Empfinden sich nur immer am Rande seiner Arbeiten entfaltete, im Umgang mit dem Dichter und seiner Schwester willkommenen Ausgleich gefunden zu der präzisen und trockenen Art seiner Kollegen, und der «Ästhetizismus», welcher den Schöpfer des «Pescara» auszeichnete, mochte auch ihm die historisch gesehene Welt veredeln.

Ernst Stückelberg (1831—1903)

Der Maler vaterländischer Fresken in der Tellskapelle gehörte seit der Begegnung in Capri zu Rahns engstem Freundeskreis [41]; wenn Gerold Meyer von Knonau nach Herkommen und geistigen Zielen ihm der ebenbürtigste war und er in Conrad Ferdinand Meyer die Kultur und seine dichterische Sendung bewunderte, so gab ihm der Verkehr mit dem «schweizerischen Nationalmaler» etwas von dem Schwung und der künstlerischen Weite zurück, um derentwillen er einmal beinahe sein Studium an den Nagel gehängt hätte, um Maler zu werden.

Über Stückelberg als Künstler zu sprechen, erfordert heute Mut, besonders seit sich namhafte Stimmen für eine Übertünchung der Tell-Fresken ausgesprochen haben und ein bekannter Kunsthistoriker mit der Patina trösten mußte, welche auch die verlogensten Bilder veredle [42]. Es soll hier keine Lanze für Stückelbergs Malerei gebrochen werden, sondern wir müssen versuchen, sie mit Rahns Augen zu betrachten, um dessen Begeisterung für den «Marientag im Sabinergebirge», den «Spaziergang am Meer» und «Geßlers Tod» zu verstehen — eine Begeisterung, die er übrigens mit Gottfried Keller [43] und Jacob Burckhardt teilte [44].

Rudolf Rahn, der 1899 eine scharfe Kritik gegen Hodlers Fresken für das Landesmuseum veröffentlichen sollte [45], war ein präziser Historiker und dazu seiner nie ganz unterdrückten Romantik folgend eine Art Deutsch-Römer, welcher vor allem Werke der Münchener Schule liebte in ihrer Betonung des Volkshaften und Genremäßigen mit einem starken Einschlag ins Pathetische. Warum nicht? Rahn konnte Hodler nie verstehen, dafür aber sah er aus patriotisch-moralischen Gründen mehr in Stückelberg hinein, als dieser tatsächlich zu geben vermochte — wenn man an die offiziellen Ehrungen denkt, welche dem Maler zuteil wurden, stand Rahn mit dieser positiven Wertung nicht allein da [46].

Ein Selbstporträt [47] zeigt Stückelberg mit feurigem Blick und genial loderndem Haupt- und Barthaar, und daher verwundern uns nicht Rahns

Freundschaft mit diesem Feuergeist, sondern die Briefe, die sie tauschten: Stückelberg klagt in allen Mitteilungen an Rahn über das Übelwollen der Jury und der Kollegen, das Grinsen des Pöbels, die Krankheiten seiner Kinder, und geradezu rührend sind die Bitten an seinen Freund, ihm sein Wohlwollen zu bewahren: «Sie haben doch ein beneidenswertes Dasein! Zu Ihrem schönen Daheim das Reisen als ergiebiges Berufsfeld und dazu die Satisfaction allgemeiner Anerkennung Ihrer vortrefflichen Leistungen im Vaterland!»

Auch Stückelberg fragte Rahn um theoretische Details seiner Arbeiten, so zu dem Zeitpunkt, als er für die Kunsthalle das «Wiedererwachen der Kunst [48]» darstellen wollte: «In die gemalten Nischen würde ich dann Grau in Grau drei Repräsentanten schweizerischer Kunst der Renaissance malen. Holbein natürlich, wer aber sind die passenden anderen zwei? Wäre Ihnen ein Bildhauer und ein Architekt bekannt, würdig neben Holbein zu stehen und Schweizer?»[49].

Den weitaus wichtigsten Teil in der Korrespondenz zwischen den beiden Männern nehmen Vorgeschichte und Ausführung der Fresken in der Tellskapelle ein. Als Stückelberg aus der Konkurrenz von sechzehn Bewerbern den Auftrag erhielt, schrieb ihm Rahn, dieser Sieg freue ihn, als hätte er selbst gesiegt, und daher nahm Rahn auch persönlichen Anteil am Gelingen des Werkes als seines «Patenkindes», so wie er für Meyers «Pescara» scherzhaft die Göttirolle übernahm. — Stückelberg, das übersieht man heute gern, hatte während der Vorbereitung der großen Arbeit Anfeindungen aller Art durch Presse und Publikum zu erleiden; er ereiferte sich, daß man ihm die Texte Johannes von Müllers und aus dem Weißen Buch von Sarnen vorlege: «als ob ich durch sie auf den vernünftigen historischen Weg sollte gegängelt werden und nicht von selbst eine größere Versammlung von Schwörenden mir vorschweben könnte [50].» Der Entwurf wurde kritisch begutachtet, und das Kollegium stieß sich daran, daß die Schwörenden knieten. Das Volk wünschte aufrechte Schweizer — und resigniert griff der Maler abermals zum Pinsel.

Stückelberg, der schließlich nach Vorbildern Ludwig Vogels seine Szenen aus der Tellensage schuf, mutet mit seinem Stoßseufzer an Rahn eigentümlich an, dessen Begeisterung für Italien er teilte: «Wie frisch aus dem Leben ihrer Umgebung haben diese Alten geschöpft, wie academisch riecht das, was man heute Historienmalerei nennt! [51]» Mehr als einmal bat dabei Stückelberg den einflußreichen Freund, öffentlich für ihn einzutreten, und wenn Rahn auch nie in die Zeitungspolemik eingriff, mag er indirekt doch um Verständnis für Stückelberg

geworben und für das Ehrendoktorat kräftig seine Stimme erhoben haben.

Wie hoch Rahn den Maler einschätzte, beweist sein Porträtauftrag [52] im Jahre 1877 und die Zufriedenheit, mit der er sein Bildnis (Abb. 10) annahm: vor rotem Hintergrund, das auf das «Schweizerische» hin stilisierte Gesicht wie Milch und Blut mit dem festen Blick der blauen Augen. Im ganzen ein Kopf wie eine Studie zum Rütlischwur. Eine Briefstelle erinnert an die Sitzungen in Stückelbergs Atelier: «als fröhlicher Dulder! Und wenn ich mich erheitern will, so denke ich an die Witze und Schnurren, die in Deinem reichen Gedächtniskämmerlein aufgehängt sind wie die feinsten Schinken und köstlichsten Trauben, an denen jeder Geschmack und Labung findet. In anderen Verließen hängts auch voll aber nur von Fledermäusen [53].»

Ende des Jahres 1880, als Stückelberg die Tellskapelle [54] fertig ausgemalt hatte und sich ihm endlich auch lobende Stimmen zuwandten [55], schrieb er dem Freund, er ziehe nun den Harnisch aus, müsse aber Rahn immer noch als seinen hervorragendsten Mitkämpfer betrachten, denn «wir beide arbeiten für unser Volk, für Erhaltung seiner idealen Güter und finden zunächst unsern Lohn in treuer Erfüllung unserer Aufgabe und Pflicht, anerkannt oder kämpfend [56]». Dem Kämpfer wurde immerhin die Genugtuung zuteil, von Rahn selbst die Kunde seines Ehrendoktorates zu vernehmen, und Rahn übernahm es auch, gebührend für diese Würdigung des künstlerischen Schaffens zu danken.

Als Stückelberg 1892 seinen Sohn Ernst zu Rahn nach Zürich schickte, erfuhr die Freundschaft dadurch eine Vertiefung, welche besonders den alternden und kranken Maler zu Briefen freudiger Danbarkeit hinriß, immer länger in den glücklichen Erinnerungen an Italien, an Capri und die Jugend zurückschweifend, den Freund als treuen und selbstlosen Weggenossen eines Vierteljahrhunderts preisend [57]. Stückelbergs Tod am 14. September 1903 bedeutete für Rahn einen Verlust, den er mit väterlicher Anteilnahme am Studiengang des Malersohnes ausglich.

Die Freundschaft zwischen Rahn und Stückelberg bedeutet — ähnlich wie eine Generation zuvor bei Burckhardt und Boecklin — nicht nur die Besiegelung der gemeinsamen Liebe zum Land Italien, sondern die Übereinstimmung der geistigen Heimat: Wie Boecklin und Burckhardt sich in der Bewunderung antiken Lebensgefühls fanden, mußte Rahn, als dem Denkmalpfleger und Sammler schweizerischen Kulturgutes, das «Vaterländische» im ursprünglichen Sinn, das er bei Stückelberg schätzte, zutiefst entsprechen.

3. Die letzten Jahre

Der Tod seiner Gattin im Jahre 1909 brachte Rahn neben der seelischen Erschütterung die Mahnung, an sein eigenes Ende zu denken, dem er getrost entgegensah. Seiner Vorliebe für das Wohlgeordnete, welche sein ganzes wissenschaftliches Arbeiten prägt, entsprach auch das Testament: Aus seiner Kunstsammlung, die zu einer kleinen Privatgalerie angewachsen war, bestimmte er dem Schweizerischen Landesmuseum eine Anzahl historisch wichtiger Kunstwerke; zudem durfte das gleiche Institut seine Glasgemälde zu zwei Dritteln des Schatzungswertes erwerben. Das zürcherische Staatsarchiv sollte eine Anzahl Urkunden erhalten, die Stadtbibliothek seinen schriftlichen Nachlaß, die Kollegienhefte, Buchmanuskripte und Vortragsniederschriften, vor allem aber seine Zeichnungen, angefangen bei den Versuchen des Schülers bis zu den reifen Werken des Professors und Denkmalpflegers.

Vorläufig aber gehörte seine hagere, schwarzgekleidete Gestalt mit dem charaktervollen Kopf über gepflegtem weißem Bart zu Zürichs Stadtbild, wenn er rüstigen Schrittes vom Thalacker her zur Vorlesung in die Universität strebte oder zu den Sitzungen der Antiquarischen Gesellschaft, an die Zusammenkünfte der «Schildner zum Schneggen», oder der «Heraldika», deren Ehrenmitglied er 1874 geworden war. Und wie oft wanderte er mit Freund Gerold Meyer von Knonau die Rämistraße hinauf, um die Bauarbeiten für die neue Universität zu verfolgen, deren Einweihung 1914 er nicht mehr erleben sollte!

Was Rahn empfand, als er, fast gegen seinen Willen, vom Fenster seines schönen Hauses herunter auf den 1.-Mai-Umzug der zürcherischen Arbeiter blickte, das sollte er auf andere Art bei dem «ersten sportlichen Ereignis des Jahrhunderts», dem Gordon-Benett-Wettfliegen im Oktober 1909 spüren: den Anbruch einer neuen Zeit, die er nicht mehr verstand. Nicht darum, weil er älter wurde und wegen der nachlassenden Schärfe seiner Augen Kummer empfand, sondern weil er hier das «Volk» nicht mehr als eine Versammlung von Individuen, sondern als Zusammenballung einer einzigen Manifestation, einer einzigen Begeisterung erkannte und ahnen mochte, wie damit die Gesellschaftsschicht, der er angehörte, vor ganz neue Bewährungsproben gestellt würde. —

Sein eigener Haushalt aber lief reibungslos und gestattete ihm die Ruhe des Studierzimmers und Erholung in geselligem Kreis. Die jüngere Tochter Marie und ihr Gatte Hans, Sohn von Rahns luzernischem Freund und Kunstsammler Jost Meyer-am Rhyn, wohnten bei ihm

am Thalacker, und so blieb der Gelehrte ständig von Liebe und Fürsorge umgeben. Die Enkelin duldete er sogar in seinem Studierzimmer, wenn er Besuche empfing, und das kleine Mädchen in der Ecke beim Büchergestell betrachtete aufmerksam diesen täglich sich wiederholenden Aufmarsch von Bittstellern, Kunstfreunden, Händlern, Sammlern, Studenten und Professoren, bis hinauf zum Abgesandten Rumäniens, mit dessen König Rahn einmal im Bad Ragaz gespeist hatte. Diese Besuche gehörten zum Tageslauf des Gelehrten wie einst die Klienten im römischen Privathaus; das Gespräch erfrischte ihn, und er wußte sich innert Minuten auf ein anderes Thema umzustellen, gleichzeitig mochte es ihm schmeicheln, so begehrter Ratgeber geworden zu sein.

Die Arbeit jedenfalls litt nicht unter diesen Vormittagsbesuchen. In den letzten zehn Jahren seines Lebens entstanden noch so vorzügliche Arbeiten wie «*Das Dominikanerinnenkloster Töß. Seine Bauten und Wandgemälde*» in den «Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich» 1905, und «*Schloß Tarasp*» an gleicher Stelle 1909. Dazu schrieb er in vermehrtem Maße Zeitungsartikel, Kunstkritik, Aufrufe und Fundberichte. Der Tod in seinem weiten Freundeskreis veranlaßte ihn zu schmerzlichen Ehrenpflichten; nach dem Gedenken an C. F. Meyer und Ernst Stückelberg schrieb er 1902 den Nachruf an Architekt Robert Moser und im gleichen Jahr an Robert Fechter. 1903 starb Freund Heinrich Zeller-Werdmüller, 1909 Stadtpräsident Hans Pestalozzi, den er vor allem als Bauherrn der Stadt würdigte.

Der 24. April 1911, der siebzigste Geburtstag Rahns, gab Schülern und Freunden Gelegenheit, ihre Dankbarkeit und Verehrung zu zeigen. Das Album «*Skizzen und Studien von J. R. Rahn*» wurde ihm als große Überraschung in die Hände gelegt, und eine Medaille, nach der Zeichnung des nunmehrigen Nidwaldner Staatsarchivars Robert Durrer verfertigt, überreichte ihm der Präsident der «Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler». Doch war es ein müder Mann, der all diese Ehrungen entgegennahm. Das Auge, tausendfach geübt, überanstrengt bei Nachtarbeit und beim Kopieren von Wandgemälden, es begann sich zu trüben, verschob die Konturen, und die gelesenen Kollegien wurden zu schwerer Belastung.

Daher beschloß Rudolf Rahn, auf das Jahr 1912 beide Lehrämter an den Hochschulen niederzulegen, um geistige Kraft und Augenlicht für vermehrte schriftliche Arbeit zu schonen. Er plante einen Sammelband aus verschiedenen Abhandlungen und Vorträgen, er wollte die Inventarisation der schweizerischen Kunstdenkmäler weiterführen, und eine Ikonographie von in der Schweiz verehrten Heiligen mit Hinweisen auf

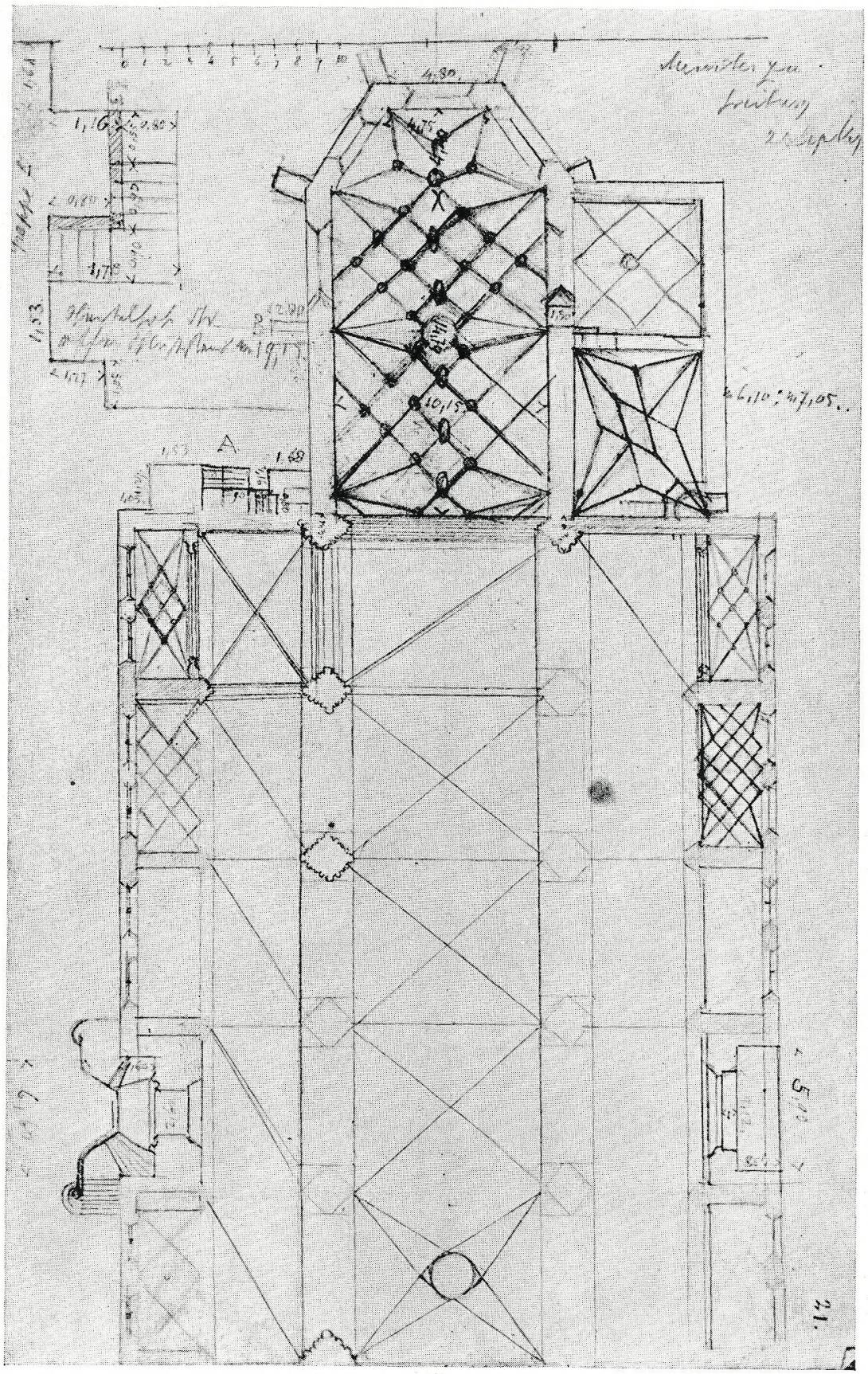

Abb. 9 Grundriß des Münsters in Freiburg. Aufgenommen an Ort und Stelle 1867

Abb. 10 Porträt Rahns im Alter von 36 Jahren, gemalt von E. Stückelberg

ihre bildliche Darstellung war noch nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Die Staroperation im Frühling 1912 brachte Rahn vorübergehend ins Krankenhaus, und Anzeichen einer schweren inneren Krankheit ließen sich nicht mehr übersehen. Als er, nach geglückter Augenoperation, zur Erholung in Baden weilte, wo die Erinnerung an seine Gattin ihn überwältigen mochte, brach jäh das zerstörende Leiden aus und entriß ihn schon am 28. April 1912 seiner Familie und der unübersehbaren Reihe von Wissenschaftern, Kunstfreunden, einfachen Menschen aus allen Kantonen der Schweiz, denen er die Augen für die Schönheiten ihrer Kunstdenkmäler geöffnet hatte während der langen Dauer seines Lebens, in dem Wille und Kraft sich so glücklich die Waage hielten. Er fand in der Wissenschaft wie in seiner häuslichen Sphäre höchste Erfüllung, seine «Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz» umgab ihn mit dem Nymbus des Patrioten und dem Ruhm des Gelehrten, und die tödliche Krankheit packte erst zu, als er sich an reicher Ernte freute: Begründer der schweizerischen Kunstgeschichte zu sein und eine Schar von Schülern erzogen zu haben, die ihrerseits das großartig begonnene Werk weitertragen.